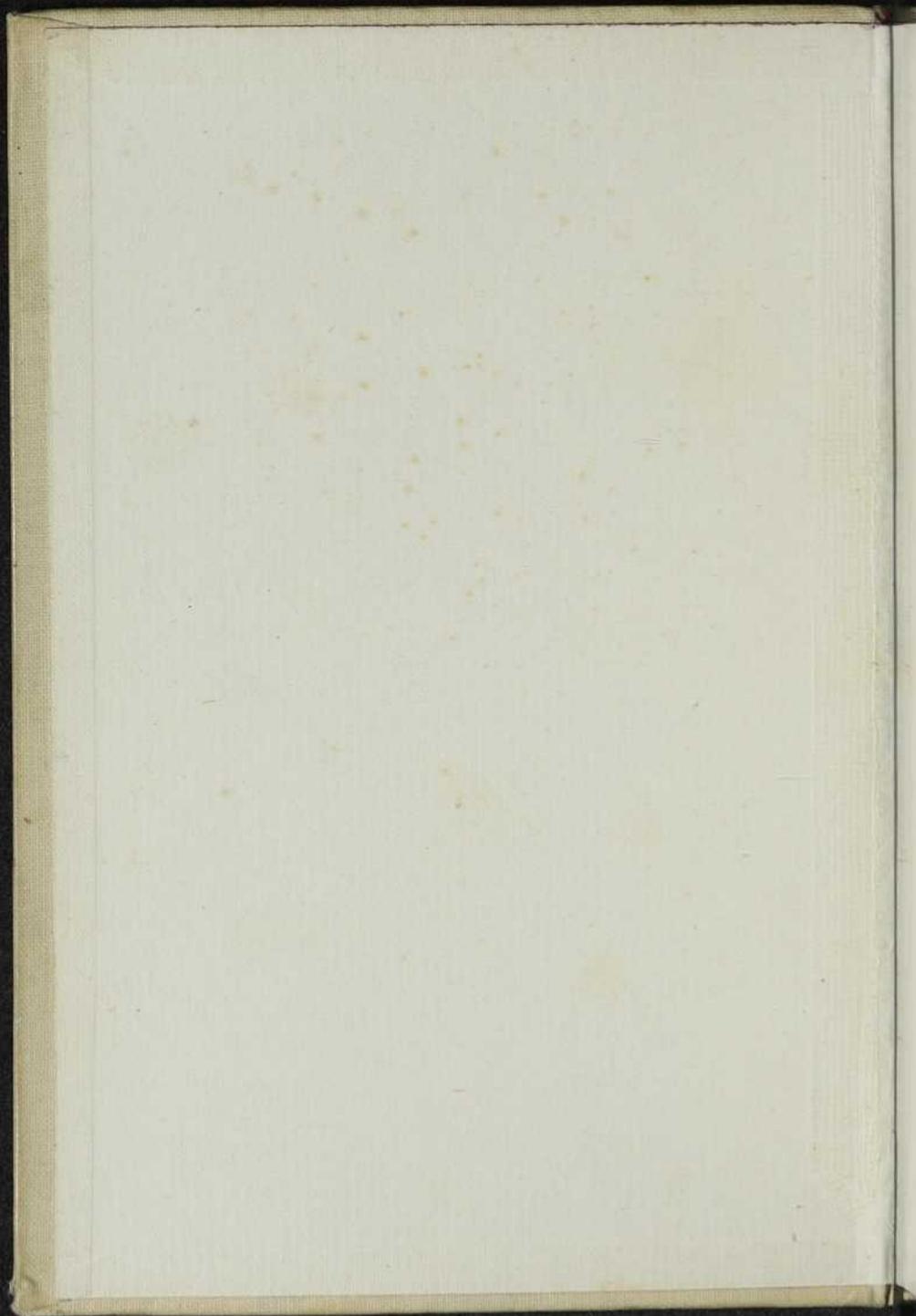




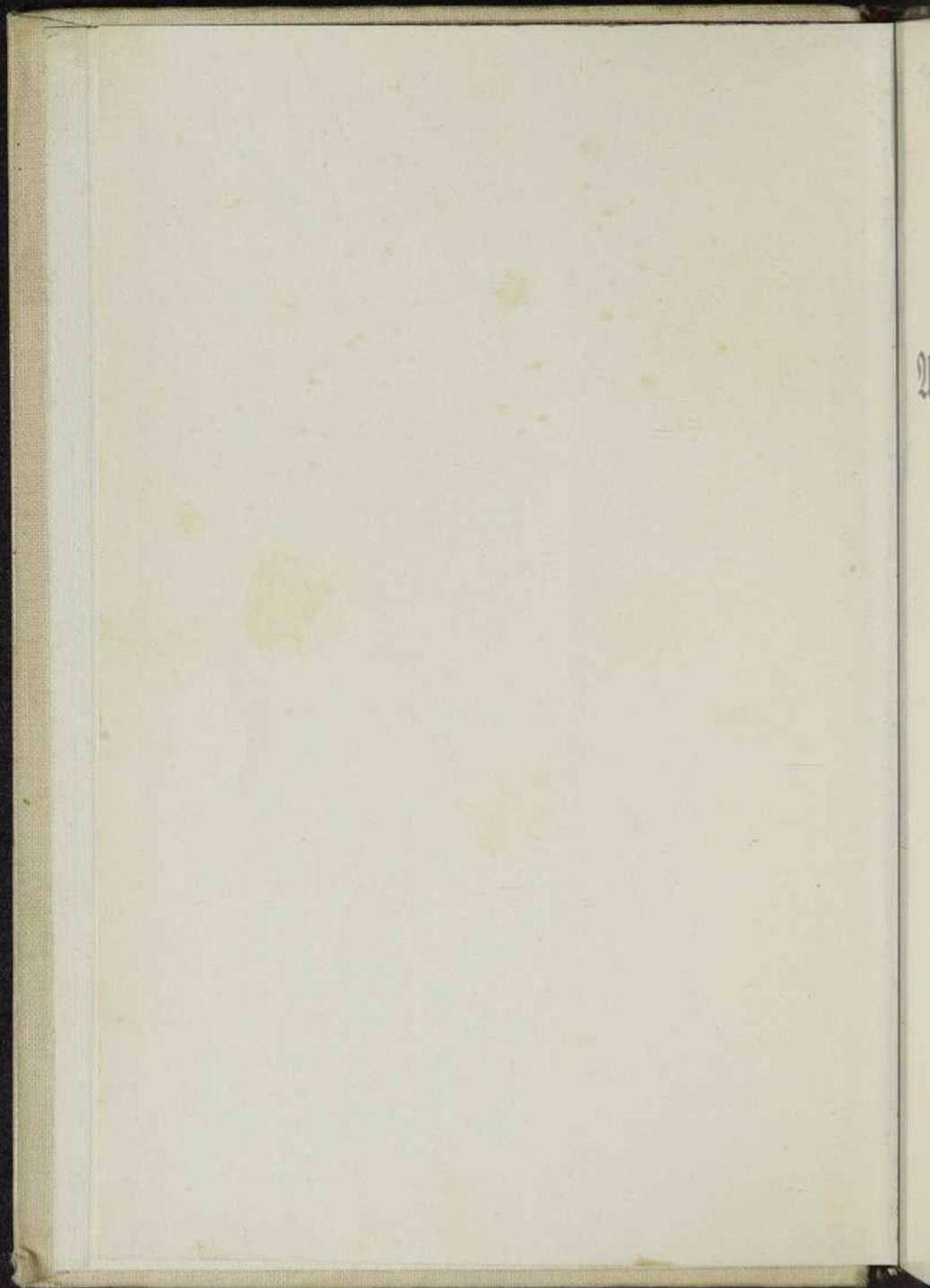
Lenk
Siegmund
Auf Seekönigs
Thron



Pauline Reichenauer

Wien 1919.

Fillingau.



11699

€ 3,- K
W 44 (P)

Siegmund. Auf Seekönigs Thron.

=====
Zwei Erzählungen
für die reifere Jugend

von

Marg. Lenk



Zwickau (Sachsen)

Verlag und Druck von Johannes Herrmann

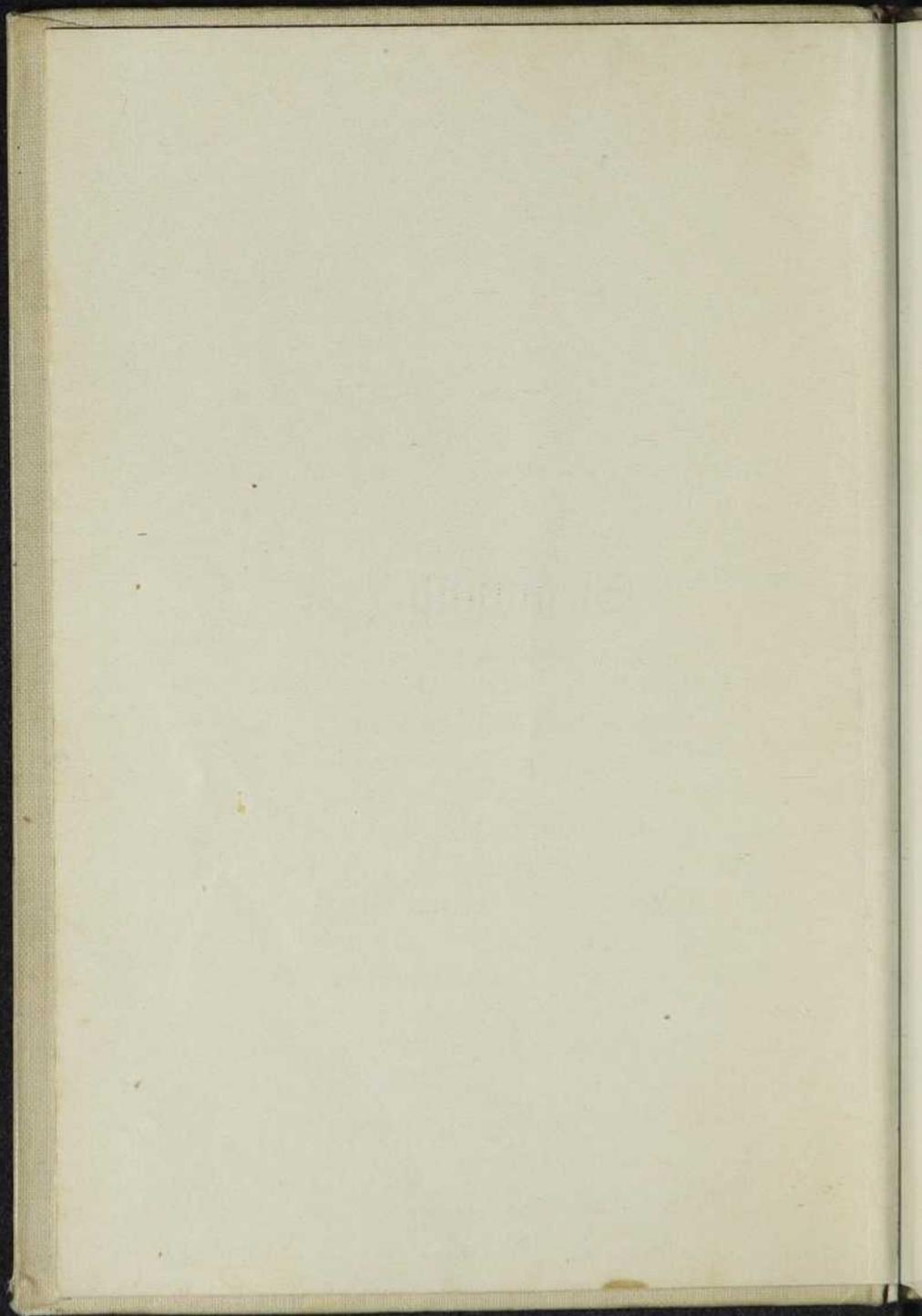
1913

(2)

Alle Rechte, namentlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Copyright 1913 by Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen), Germany.

Siegmund



Fast zweihundert Jahre waren vergangen, seit der Heiland vom Himmel gekommen war, die Welt zu erlösen. Als ein armes Kindlein hatte er in der Krippe gelegen, hatte später das Land Palästina durchzogen, überall Segen spendend und unaussprechlich herrliche Worte redend, war endlich am Kreuz für uns alle gestorben, glorreich wieder auferstanden und gen Himmel gefahren.

Dann waren seine Apostel ausgegangen in die Welt, um allen bekannten Völkern das Evangelium zu predigen. Alle, mit Ausnahme des Johannes, mußten ihr Leben hingeben um Christi willen, denn viele grausame Verfolgungen ergingen über die Gläubigen. Aber das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche! Im ganzen weiten römischen Reiche bildeten sich Christengemeinden, und viele Tausende fanden die Seligkeit im Glauben an den Heiland der Welt.

Aber in die dichten Wälder unseres lieben deutschen Vaterlandes war damals noch kein Bote des Heils gedrungen. Die starken, urkräftigen Völker, die dort

wohnten, und die man Germanen nannte, kämpften gewaltig gegen die Eroberungsjucht der Römer und hielten fest an ihren alten Göttern. Doch begnügten sie sich nicht mit Verteidigung ihrer Grenzen, sondern wagten auch oft Ausfälle in römisches Gebiet, um dem mächtigen Feinde Schaden zu tun und Beute zu gewinnen.

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt herrschte der Kaiser Markus Aurelius über das römische Reich. Dieser, obgleich von Natur friedliebend, mußte jahrelang Krieg führen gegen die Markomannen, einen mächtigen deutschen Volksstamm, der nördlich von der Donau wohnte, etwa in der Gegend, die man jetzt Böhmen und Mähren nennt. Von nördlichen Völkern hart bedrängt, brachen sie immer von neuem über den großen Strom. Sie fürchteten nicht das Eis des Winters, nicht die Glut der Sonne; und als die Römer einst einige Löwen auf ihre andringenden Scharen hegten, hielten sie sie für große Hunde und schlugen sie lachend mit ihren Keulen tot.

Endlich aber siegte doch die Kriegskunst und Klugheit der römischen Feldherren. In langwieriger, blutiger Schlacht wurden die tapferen Germanen völlig besiegt, viele gefangen genommen und die übrigen in die Flucht gejagt. Die Niederlage war so vollständig,

daß der Kaiser hoffte, diesen Feind auf immer überwunden zu haben. Darum hielt er bei seiner Rückkehr nach Rom einen großartigen Triumphzug.

Vor seinem prächtig geschmückten Siegeswagen schritten in langer Reihe die edlen Gefangenen aus dem überwundenen Volke, Männer, Frauen und Kinder. Unter den letzteren befand sich ein bildschöner, etwa zehnjähriger Knabe. Das anliegende Wams von Widderfell ließ den kräftigen und doch zierlichen Bau seiner Glieder wohl erkennen; langes, goldenes Haar fiel in leichten Wellen auf die Schultern herab. Selbst der bittere Jammer hatte das Rot seiner Wangen nicht ganz auslöschen können; aber die herrlichen blauen Augen blickten unendlich traurig, wenn er sie einmal aufschlug, um einen raschen Blick auf die fremde Umgebung zu werfen. Bald schaute er wieder trauernd zu Boden. An den Straßen, die der glänzende Zug durchwandelte, stand das Volk dichtgedrängt, um sich des Sieges zu freuen; selbst vornehme Frauen waren vor die Türen getreten, da das römische Haus nach der Straße zu keine Fenster hatte.

Unter diesen Frauen war Klaudia, die Gattin eines kaiserlichen Feldhauptmannes, der an der Spitze seiner Schar stolzerhobenen Hauptes den Triumphwagen begleitete und ihr im Vorüberziehen freundlich zunickte. Aber das Lächeln, das sein Gruß auf ihre

Pippen brachte, verschwand schnell wieder; und noch ehe der glänzende Zug vorüber war, ließ sie sich von der alten Dienerin in die inneren Gemächer zurückführen. Dort warf sie sich auf ein Ruhebett, wies die Erfrischungen, die man ihr anbot, ungeduldig zurück und versank in tiefes Nachdenken.

So fand sie der Hausherr, als er nach einigen Stunden in das Gemach trat, nachdem er die Rüstung mit einer weißen Tunika aus feinem Wollstoff vertauscht hatte.

„Sei mir begrüßt, Geliebte!“ sprach er freundlich. „Hat dich der Anblick des Siegeszugs ein wenig erheitert?“

„Nichts kann mich erheitern“, erwiderte sie leise. „Umgib mich mit aller Pracht der Welt, laß mir die lieblichsten Blumen blühen, die süßesten Früchte reifen; es hilft mir alles nichts, wenn du mir meinen Sohn nicht wiedergeben kannst.“

„O, wenn ich es könnte!“ seufzte der Mann. „Aber was die bleiche Todesgöttin einmal genommen hat, das hält sie fest. Es ist unrecht, gegen den Willen der Götter zu murren.“

„Nein“, fuhr die Frau heftig auf, „unrecht war es von den Göttern, daß sie mir mein liebliches Kind nahmen! Habe ich ihnen nicht reichlich geopfert? Habe ich nicht ihre Altäre geschmückt und ihre Bilder

bekränkt? Und so lohnten sie mir! An ihrer Macht zweifle ich seitdem und auch an ihrer Güte.“

Der Mann schwieg eine Weile; dann sprach er liebreich: „Gibt es denn wirklich nichts, was dich erfreuen könnte? Was es auch sei, ich will es herbeischaffen; denn ich kann dich nicht mehr so unglücklich sehen.“

„Nun wohl! Etwas gibt es, wonach mein Herz verlangt. Doch was gilt's, du wirst es mir verweigern?“

„Nimmermehr!“

„So höre! Im Triumphzug sah ich einen herrlichen germanischen Knaben, dessen trauriger Blick mein Herz traf. Gib ihn mir zum Diener und zum Spielzeug, so wird meine Trauer gelindert.“

„Wie? Hat nicht dieser blutige Krieg unzählige Kinder unseres edlen Volkes des Vaters beraubt? Wähle dir eins von diesen und nicht den Barbarensohn.“

„Sagte ich nicht, du würdest mir die Bitte abschlagen? Es nützt nichts, mit dir zu reden!“

„Aber bedenke doch: Der Fremde versteht deine Sprache nicht! Seine rohen Sitten werden dich abstoßen.“

„Er ist nicht roh; edel und königlich war seine Haltung. Unsere Sprache will ich ihn bald lehren. Bringe ihn herbei, oder überlaß mich meinem Elend! Das ist mein letztes Wort.“

„So komm! Laß uns auf den Platz gehen, wo man die Gefangenen verteilt; suche dir dort deinen Liebling aus.“

„Das ziemt mir nicht! Man soll die Knaben alle herbringen, die etwa zehnjährig sind. Sobald ich ihn erblicke, erkenne ich ihn wieder.“

Ohne zu antworten, verließ der Mann das Gemach, sprach einige Worte zu einem Hausklaven und wandelte dann nachdenklich in dem Säulengang auf und nieder, der den mit Gartenanlagen geschmückten Hof umgab. „Welcher Einfall, ein Germanenkind zur Erheiterung ins Haus zu nehmen!“ sprach er vor sich hin. „Und doch! Wenn sie nur wieder froh wird, soll mir alles recht sein. Wer weiß, wie bald sie das Spielzeug wieder wegwirft! Bei eigensinnigen Frauen jagt eine Laune die andere.“

Der Abend brach schon herein, als die kleine Schar der gefangenen Kinder im Hofe aufgestellt ward, der Herrin zur Auswahl. Neubelebt überfah sie mit schnellem Blick die Reihe und zeigte auf den Erwählten. „Dieser ist es“, sprach sie zu dem Haushalter. „Sorge, daß er gebadet, gut gekleidet und gespeist wird. Man gebe ihm ein weiches Lager und bringe ihn morgen in meine Gemächer.“

Siegmond, der Sohn eines germanischen Fürsten (das heißt, eines Herrn über ein Gau, etwa hundert

Familien), ließ in stummer Ergebung alles mit sich machen. Seit er den geliebten Vater im Streit fallen sah, seit er im Gewühl des Rückzuges von Mutter und Schwesterlein getrennt worden war, meinte er, es gebe für ihn kein Glück mehr auf Erden. Sein einziger Wunsch war, schnell groß zu wachsen, der Gefangenschaft zu entfliehen, seine Volksgenossen wieder zu erreichen und im Kampfe gegen die Römer zu sterben.

Von den guten Speisen, die man ihm reichte, genoß er nur ein wenig zur Stillung des nagenden Hungers. Das weiche Lager neigte er mit tausend Tränen und träumte, er liege wieder auf dem Wolfsfell am Herdfeuer der frauten, längst verlassenen Heimal. Am Morgen wurde er in eine feine weiße Tunika gekleidet; man legte Goldspangen um seine Arme und salbte sein Haar mit dustendem Del. So wurde er zu der Herrin gebracht, um ihr kleiner Diener und ihr Spielzeug zu sein. Zu dem ersten bewies er sich willig und tat alles, was sie durch Zeichen von ihm forderte, aber ein Lächeln konnte sie ihm nicht abgewinnen. Auch mochte er die Worte, die sie ihm vorsagte, nicht nachsprechen.

Manch andere Frau hätte wohl die Geduld verloren und das widerspenstige Spielzeug weggeworfen; Klaudia aber war gewohnt, alles zu erreichen, was sie sich einmal vorgenommen hatte. Die große Schönheit

des Knaben, seine edle Haltung, die tiefe Trauer, die aus seinen Augen sprach, bewegte sie zu immer größerer Milde und Freundlichkeit. Und Siegmund war doch nur ein Kind!

Nach und nach ward dem kleinen Germanen die Trauer lästig; ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die schöne, holdselige Herrin regte sich in seinem warmen Herzen, und er fing an sich umzuschauen in der fremden Umgebung. Der plätschernde Springbrunnen in der Mitte des Hofes gefiel ihm wohl; die bunten Blumen, die er täglich pflücken mußte, um die Vasen der Herrin zu füllen, dufteten so lieblich, und die Früchte, von denen sie ihm reichlich mittheilte, schmeckten so süß! O wie gern hätte er gewußt, was die bunten Gemälde bedeuteten, die die Wände der Zimmer schmückten! Fast ohne es zu wollen, hatte er sich viele Worte der fremden Sprache gemerkt, und endlich, endlich entschloß er sich, sie auszusprechen.

Klaudias Freude darüber rührte sein Herz; und nun war das Eis gebrochen. Die kluge, hochgebildete Frau verstand es wohl, den Geist des lernbegierigen Knaben zu wecken, und fing bald an, ihn lesen und schreiben zu lehren.

Nach Jahresfrist war Siegmund mit den Sitten und der Sprache der Römer bekannt und im ganzen Hause beliebt. Der Hausherr freute sich, daß Klaudia,

die sonst so viel über Langeweile geklagt hatte, jetzt heiter und zufrieden war. Auch die Dienerschaft war dem schönen Knaben hold, der die früher so launenhafte Herrin sanfter und freundlicher gemacht hatte.

Aber obgleich er still seines Weges ging und keinem ein unfreundliches Wort sagte, hatte er doch, ohne es zu wissen, eine Feindin. Vor Jahren war der Hausherr in Afrika gewesen, da auch große Strecken dieses Landes zum römischen Reiche gehörten. Bei seiner Rückkehr hatte er der Gemahlin ein kaum erwachsenes ägyptisches Mädchen von großer Schönheit mitgebracht. Man gab dieser kleinen Sklavin den Namen Stella (Stern) wegen des prächtigen Glanzes ihrer dunklen Augen. Aber leider war es kein milder Glanz, sondern ein verzehrendes Feuer, da Stellas Gemüt leidenschaftlich und rachsüchtig war. Dennoch blieb sie lange Zeit Klaudias Liebling; verstand sie doch, süß zu schmeicheln, die Harfe zu spielen und zu singen.

Aber schon lange, bevor Siegmund ins Haus kam, hatte sie die Gunst der Herrin verscherzt durch Ausbrüche wilder Leidenschaft. Und seit sie einst, um sich für einen leichten Schlag zu rächen, den ihr Klaudia gegeben hatte, ein kostbares Kristallgefäß zu Boden warf, daß es in tausend Stücke zerprang, war sie aus der Nähe der Herrschaft verbannt worden und mußte

in der Küche niedere Dienste tun. Als das kaum vierjährige Söhnchen des Hauses am bösen Fieber starb, und alle Sklaven das schöne Kind beweinten, lächelte Stella heimlich und freute sich, zu hören, daß die Mutter ganz untröstlich sei über den Verlust.

Und nun war der Knabe gekommen, landfremd und heimatlos wie sie, um die Stelle einzunehmen, die, wie sie meinte, ihr gebührte. Spielen und singen konnte er nicht, aber sie hörte von der Dienerschaft, daß er auf weichem Kissen zu Klaudias Füßen saß und ihr vorlas, daß sie sich lächelnd und scherzend über ihn beugte, wenn er mühsam die Buchstaben aufs Pergament malte. Ja, er erschien an einem Festtage in einer Tunika, die Klaudia mit eigener Hand zierlich gestickt hatte! Dies und noch vieles andere erfüllte Stellas Herz mit Haß gegen den schönen harmlosen Knaben, und Siegmund wunderte sich, daß sie ihn so scharf und finster ansah, wenn er ihr etwa am Springbrunnen oder im Garten begegnete.

Drei Jahre schon weilte der Knabe im römischen Hause und stieg mehr und mehr in der Gunst seiner Herrin. Dennoch hatte weder sie noch er ihr Leid vergessen. Sie zürnte den Göttern noch immer, daß sie ihr den Sohn genommen hatten, und besuchte nur auf strengen Befehl ihres Mannes zuweilen einen Tempel; Siegmund aber gedachte im stillen noch oft der trauten

Heimat, der Eltern und des Schwesterleins. Dann geschah es wohl, daß ihn das Heimweh übermannte, und er einen einsamen Winkel suchte, um sich auszuweinen. Auch Fluchtgedanken kamen ihm zuweilen. Aber wo sollte er sich hinwenden? Wo sollte er Mutter und Schwester suchen? Die alte Heimat hatten sie sicher nicht wieder erreicht, denn fremde Völker waren von Norden her ins Vaterland gedrungen und hatten es gewiß längst eingenommen.

Indessen war Siegmund stattlich emporgewachsen und wurde zu mancherlei Diensten angestellt. Er mußte den Herrn und seine Gemahlin bei Tische bedienen, wenn sie allein speisten; er trug ihnen die leuchtende Jackel vor, wenn sie abends zu einem Fest gingen; er trug Briefe und Botschaften in andere Häuser, und begleitete Klaudia sogar ins Schauspielhaus und in den Zirkus, wo man allerlei Wettkämpfe hielt. Dort stand er hinter ihrem Sitz, reichte ihr Erfrischungen, fächelte ihr Kühlung zu oder umhüllte sie mit dem Mantel, je nachdem sie es bedurfte.

In der großen, prächtigen Stadt fand er sich nun leicht zurecht und achtete auf alles, was er erblickte. Mit Verwunderung sah er auf den Straßen zwischen den scharfgeschnittenen, von dunklem Haar umrahmten römischen Gesichtern auch rotwangige, blonde Köpfe; es mußten Germanen sein. Auch unter den

Soldaten, die oft vorüberzogen, gab es solche. Endlich fragte er einen alten Fruchthändler, der offenbar germanischer Abkunft war:

„Du bist meines Volkes, lieber Alter! Sage mir doch, wie kommen so viele unserer Stammesgenossen in dies fremde Land?“

„Die meisten sind kriegsgefangene Sklaven wie du und ich“, war die Antwort. „Doch treten auch viele freiwillig ins römische Heer, um die Kriegskunst zu lernen. Mancher kehrt dann heim, um das Gelernte gegen die Lehrmeister zu benutzen! Endlich gibt es auch etliche, die römisch gesinnt sind und hier Gewinn und gute Tage suchen.“

„O, diese Verräter!“ zürnte der Knabe.

„Du bist jung und feurig! Ich war ebenso in deinem Alter. Jetzt hab' ich einen Frieden gefunden, von dem du nichts weißt.“ —

Noch immer saß Siegmund täglich zu Füßen der Herrin, um sich im Lesen und Schreiben zu üben, und manches Gespräch knüpfte sich an diesen Unterricht. Eines Tages, nachdem er in einem entfernten Stadtviertel gewesen war, um ein zerbrochenes Schmuckstück zum Goldschmied zu tragen, sah der Knabe von seinem Buche auf und begann:

„Herrin, ich sah heute Männer und Frauen, die anders sind als die übrigen. Aus einem unscheinbaren

Hause hörte ich lieblichen Gesang erschallen. Ich blieb stehen und horchte. Bald verklang er, und aus dem Thor traten edle Gestalten, alte und junge, schmucklos gekleidet, aber feierlichen Schrittes, als kämen sie von einem Götterfest. Ehe sie sich trennten, reichten sie einander die Hände und wandelten gesenkten Blickes ihre Wege. Ein prächtiger Opferzug kam vorüber, um zu Jupiters Tempel zu wallen; aber von diesen Leuten erhob keiner den Blick, ihn zu sehen. Ja, sie wandten sich ab!“

„Es ist genug“, unterbrach Klaudia den Knaben. „Hüte dich, von diesen Menschen zu reden, denn jede Gemeinschaft mit ihnen bringt Gefahr! Man nennt sie Christen. Sie verachten die Götter, und verehren nur einen einzigen unsichtbaren Gott, der einmal als Zimmermann auf Erden gelebt haben soll. Ich glaube, sie haben nicht einmal ein Bildnis von ihm! Schon oft hat man sie verfolgt und Unzählige aufs grausamste getödet. Jetzt läßt man sie gewähren; aber wer weiß, wie lange das dauert. Vergiß, daß du sie gesehen hast, und geh ihnen aus dem Wege, wenn du ihnen wieder begegnen solltest.“

Siegmond schwieg eine Weile, dann begann er zögernd: „Wir Germanen haben auch keine Götterbilder. In den grünen Hainen, unter den mächtigen Eichenbäumen, an den silberhellen Bächen wohnen

unsere Götter. Man sieht sie nicht, aber man fühlt ihre Nähe.“

„Fühlst du sie auch hier?“ fragte Klaudia.

Traurig schüttelte Siegmund den Kopf. „Wie sollte ich? Wo ist hier Wodans Esche? Wo ist die Eiche des Donnergottes, wo die Linde der lieblichen Freia? Schön ist's auch hier; aber alles ist von Menschenhand gemacht. Daheim sah man der Götter Werk, wohin man nur blickte, und wo ihr Werk ist, da sind auch sie.“

„Horch!“ unterbrach ihn Klaudia. „Was mag geschehen sein? Lautes Geschrei schallt von der Straße bis hier herein. Eile und bringe mir Kunde, was es bedeutet.“

Siegmond gehorchte, lief über den Hof und wollte durch den offenen Gang, der am vorderen Hause, dem sogenannten Atrium, vorüberführte, auf die Straße eilen. Da trat ihm der Hausherr, begleitet von einigen ernstern Männern, entgegen.

„Wohin, Knabe?“

„Die Herrin verlangt zu wissen, weshalb das Volk so unruhig ist.“

„Sage ihr, deine Stammesgenossen, die kühnen Markomannen, seien wieder über die Donau gekommen und in römisches Gebiet gedrungen. Nun heißt es: Auf zum Kampfe, daß wir sie gänzlich überwinden!“

„Das wird nimmer geschehen“, entgegnete Siegmund freimütig; „mein Volk ist stark! O, wär' ich groß und frei, um ihm kämpfen zu helfen!“

Schnell wandte er sich ab, um der Herrin die Botschaft zu bringen; und die Männer sahen ihm lächelnd nach.

Einer aber sprach: „Ein herrlicher Knabe! Ja, ich sage euch: Diese Germanen werden uns noch zu schaffen machen. Und wenn wir längst zur Unterwelt gefahren sind, werden sie vielleicht die Weltherrschaft besitzen, deren wir uns jetzt rühmen. Unser Volk versinkt mehr und mehr in Leppigkeit und Genußsucht; sie aber sind stark und jugendfrisch an Leib und Seele.“

Keiner widersprach dieser Rede; nachdenklich begaben sie sich in das beste Zimmer des Atriums zu ernstler Beratung.

Nach wenig Tagen war der Hausherr bewaffnet an der Spitze seiner Schar ausgezogen, um so schnell als möglich zum Hauptheere zu stoßen. Trübe Stimmung herrschte nach seinem Abschied im Hause. Siegmund war ganz verwandelt. Gewissenhaft verrichtete er seine Dienste, aber kein Lächeln trat mehr auf seine Lippen. Die Bücher ließ er ganz liegen und erheiterte die Herrin nicht mehr durch munteres Geplauder und wißbegierige Fragen. Auch Klaudia war verstimmt und gesangweilt. Zuweilen sorgte sie ängstlich um den

Gemahl; dann klagte sie wieder, daß man in der Stadt keine Feste feierte, daß Schauspiele und Wettkämpfe auf Befehl des Kaisers um der schweren Kriegsnot willen unterbleiben mußten. Ihre einzige Zerstreuung waren die Besuche vornehmer Freundinnen, die in derselben Lage waren wie sie. Jede wußte etwas Neues zu erzählen, eine neue Kleidermode anzupreisen oder ein prächtiges Schmuckstück zu zeigen.

Siegmond mußte mit süßem Gebäck und den schönsten Früchten aufwarten, und dabei manch böses Wort hören über die rohen, kriegslustigen Germanen, die an allem Unglück schuld seien. Dann zeigte auch der Knabe ein finstres Gesicht, denn keine der Besucherinnen gefiel ihm. O wie ganz anders, wieviel edler war seine Mutter gewesen!

Nur Silvia, eine schöne, noch sehr junge Frau, die zu Klaudias Verwandtschaft gehörte, hatte er gern und freute sich, wenn er ihr einen Dienst leisten durfte. Sie war ernster als alle andern und suchte dem leichtsinnigen Gespräch stets eine bessere Wendung zu geben. Trotz ihres Reichthums kleidete sie sich sehr schlicht und einfach, und nahm um deswillen manch spöttische Rede ruhig hin. Eines Tages aber, als sie die Freundinnen bescheiden aufforderte, für jetzt der Kleiderpracht zu entsagen und lieber den Witwen und Waisen zu helfen, deren Versorger das Kriegsschwert hingerafft hatte, sagte

man ihr so kränkende Worte, daß sie ihr schönes Haupt verhüllte und traurig wegging.

Kaum war Klaudia allein, so fühlte sie das Unrecht, das der Freundin geschehen war, denn ihr Herz war im Grunde gütig. „Morgen will ich hinausfahren in ihr Landhaus und sie um Vergebung bitten“, nahm sie sich vor.

Aber o weh! Am andern Morgen schmerzte ihr Kopf. Sie war matt und fiebernd und mußte sich bald aufs Ruhebett legen. Siegmund ließ alsbald einen kühlenden Trank bereiten und brachte ihn mit ernstem Gesicht der Herrin.

„Ach geh“, rief sie ungeduldig. „Du bist langweilig geworden! Dein blondhaariges, rotwangiges Volk ist schuld daran, daß ich des Gemahls entbehren muß, daß mich die Freude flieht und die Langeweile quält!“

„Und dein blaßes, schwarzlockiges Volk, o Herrin“, entgegnete Siegmund mit bebender Stimme, „ist schuld, daß ich, der Eltern beraubt, mein Leben in der Gefangenschaft vertrauern muß! Daß ich“, fuhr er leidenschaftlich fort, „schwärenden Frauen den Becher darbieten, die Fackel vortragen muß, wo mein Arm doch nun stark genug wäre, das Schwert zu führen! O Vater, Vater! Wär' ich doch mit dir gefallen und brauchte diese Schmach nicht zu tragen!“

In bitterem Schmerze war der arme Knabe neben dem Ruhebett zusammengesunken. Da fühlte er Klaudias sanfte Hand auf seinem Haupte.

„Mein armer Junge“, sagte sie weich, „jammere nicht so! Ich verstehe dein Leid; du hast recht, dein edler Geist strebt höher hinaus. Aber warte noch ein wenig. Verlaß mich nicht eben jetzt! In wenig Jahren, das verspreche ich dir, will ich dir die Freiheit schenken und dir dazu helfen, deine Volksgenossen wieder zu erreichen. Jetzt aber bleibe noch ein wenig bei mir! Du meinst es treu, das weiß ich; denn du redest freimüthig, während mir alle andern schmeicheln. Setze dich zu mir auf dieses Kissen und erzähle mir von deiner Heimat. Du sagst, deine Mutter sei eine Fürstin gewesen. Wie vertrieb sie sich die Zeit, die mir jetzt so langsam dahinschleicht?“

„Der Mutter ward der Tag zu kurz für die Arbeit, die ihr oblag“, erwiderte Siegmund traurig.

„Arbeit, sagst du? Haltet ihr keine Diener?“

„Wohl, aber der Hausfrau Geschäfte sind heilig in unserem Volke“, fuhr der Knabe eifrig fort. „Nur in der Not gibt sie sie in andere Hände. Knechte und Mägde verrichten ihre Arbeit meist draußen. Sie haben Hüften im weiten Hofraum, wo sie spinnen und weben. Sie hüten und warten das Vieh, bauen den Acker, mahlen das Getreide und

fällen Holz im Walde; aber im Hause waltet die Mutter.“

„War's ein Haus wie dieses?“ fragte Klaudia.

„O nein, ganz anders! Nicht so reich an Schmuck, aber o, so lieb und traut! Es hatte nur einen einzigen Raum, den wir den Saal nannten. Von starken Balken war es gezimmert, innen mit Brettern ausge schlagen, die hie und da mit bunten Farben bemalt waren. Ohne Zwischendecke erhob sich das spitze Dach darüber, mit Stroh gedeckt. Die vorderen Dachbalken waren da, wo sie sich über dem Giebel kreuzten, mit geschnitzten Pferdehäuptern geschmückt; denn das Roß ist Wodans geheiligtes Tier und schützt die Heimstätte vor bösen Geistern. Mitten im Dach war ein Loch, das Windauge genannt, zum Abziehen des Rauches, denn in der Mitte des Saales stand der große gemauerte Herd, auf dem stets ein Feuer brannte. Selbst des Nachts durfte es nicht ausgehen, sondern mußte unter der Asche fortglimmen, bis es die Mutter am Morgen wieder zu neuer Glut ansachte. ‚Warum darf es nicht verlöschen?‘ fragte ich einst die liebe Mutter. ‚Weil das Feuer die warme Liebe bedeutet, erwiderte sie, ‚die im Hause herrschen soll. Den Frieden und das Behagen am eigenen Herd soll es darstellen. Wenn es verlöscht, weicht die Gunst der Götter von der erkalteten Stätte.‘ Ja, am Feuer bereitete uns die

Mutter im Winter das warme Frühbad; im Sommer plätscherten wir lustig im silberhellen Bache, der den Hof durchströmte. Ueber dem Herdfeuer kochte die Mutter das gute Hasermus und das saftige Hirschfleisch; dort röstete sie zwischen heißen Steinen die flachen Brotkuchen. Auf erhöhtem Sitze drehte sie emsig die Spindel und nähte das Gewand für uns alle. Auch Bier und Mel verstand sie wohl zu bereiten. Liebraut, mein holdes Schwesterlein, ging ihr emsig zur Hand und sollte nach und nach alles von ihr lernen. Ich aber trieb mich lieber im Freien umher, begleitete den Vater zur Jagd und übte mich im Bogenschießen, Speerwerfen und Ringkampf mit den Kindern der Knechte. Ach, wie schwach und kraftlos werden nun meine Glieder geworden sein durch das weiche, üppige Leben!“

Seufzend senkte der Knabe das Haupt, sagte sich aber bald wieder und fuhr fort: „Nur im kältesten Winter blieb ich im Hause! Aber auch da war's oft schön, obgleich der Rauch, der des schlimmen Welters wegen oft nicht abziehen konnte, uns sehr lästig war. Der Vater schlief viel auf dem großen Bärenfell am Herde oder ergözte sich am Würfelspiel mit den Lieblingsknechten. Abends lauschten wir gern den Erzählungen der Mutter. Von den Göttern, von Zwergen, Nixen und Elfen wußte sie Wunderdinge

zu berichten. Endlich legten wir uns alle schlafen auf die breiten Holzbänke, die längs der Wände liefen und mit weichen Fellen bedeckt waren. Oft trat die liebe Mutter noch leise an mein Lager, um mich wärmer zuzudecken mit dem wollenen Mantel. Da schlug ich die Augen auf und sah in ihr holdes Gesicht. „Mein Sohn!“ sprach sie so innig; und ich schlang die Arme um ihren Hals und rief: „Meine Mutter!“

Mit steigender Lebhaftigkeit hatte der Knabe gesprochen. Jetzt schlug er plötzlich die Hände vors Gesicht und schluchzte laut. „O meine Mutter, meine Mutter!“ rief er so jammervoll, daß es auch der verwöhnten, selbstsüchtigen Römerin tief zu Herzen ging.

„Weine nicht so bitter“, sprach sie, sich zu ihm niederbeugend. „Die Mutter kann ich dir nicht ersetzen, aber liebhaben will ich dich und dir nie mehr unfreundlich begegnen. Wärmer und sinniger mag euer häusliches Leben gewesen sein als das unsere; das fühle ich wohl. Sei getrost; du sollst frei werden und ein glücklicher Mann im Kreise deines Volkes! Eine innere Stimme sagt mir, daß es so geschehen wird.“

„Auch ich liebe dich, Herrin“, erwiderte Siegmund, „und diene dir gerne noch eine Zeitlang. Aber wie glühen deine Wangen, und die Hände sind eiskalt! Bist du krank?“

„Ich weiß nicht. Aber sehr müde bin ich und möchte schlafen. Wache du bei mir, daß mich niemand störe.“

Stundenlang saß Siegmund bei der unruhig Schlummernden. Ihr Antlitz glühte, obgleich er ihr mit dem großen Federsächer Luft zuwehte. Und als sie endlich die Augen aufschlug, sprach sie sinnlose Worte in hitzigem Fieber. Die Dienerinnen trugen sie ins Schlafgemach. Ein Arzt ward geholt; und mehrere Wochen lang lag Klaudia schwer krank.

Siegmond ging traurig einher, denn er durfte ja die inneren Frauengemächer nicht betreten. Alles, was der Herrin lieb war, hielt er in besser Ordnung. Er pflegte ihre Vögel, fütterte ihr Schoßhündchen, begoß ihre Blumen und entfernte jedes Stäubchen von den vielen zierlichen Statuen, Gefäßen und Nippsachen, die ihre Zimmer schmückten. Im Lesen und Schreiben übte er sich fleißig. Die Sprache der Römer verstand er nun so gut, daß er sich an den Helden- und Göttergeschichten, die er las, ergötzen konnte. Dennoch gefielen ihm diese Götter nicht! Er mochte ihnen nicht dienen, konnte sie auch nicht anrufen um Genesung der geliebten Herrin; denn er zweifelte, wie sie, an ihrer Macht und Güte. O, wenn er nur ein einziges Mal in den stillen Hain treten könnte, wo er mit Mutter und Schwester die holde Göttin Freia verehrt

und ihr Blumenopfer gebracht hatte! O, die Freundsliche würde gewiß seine Bitte erfüllen! Aber ach, sie wohnte nicht im Getriebe der Stadt! Fern in den Wäldern wallte sie und hörte nicht das Flehen des Knaben.

Indessen ward Klaudia von den Dienerinnen sorgfältig gepflegt; aber die vornehmen Frauen, die sie in guten Tagen so oft besucht hatten, ließen sich jetzt nicht sehen, denn sie fürchteten das ansteckende Fieber. Nur Silvia, die damals so betrübt fortgegangen war, kam jetzt oft in der Abenddämmerung, begleitet von einer alten Magd, die irgendeine köstliche Erquickung für die Kranke trug. Als endlich das Fieber den höchsten Grad erreichte und der Tod sehr nahe war, blieb sie sogar die ganze Nacht bei der Freundin, die unter ihrer sanften Hand endlich ruhig ward und in einen langen Schlaf sank. Silvia hieß die ermüdeten Mägde zur Ruhe gehen und wachte allein im stillen, halbdunklen Zimmer. Gegen Morgen erwachte die Kranke fieberfrei, aber sehr, sehr matt, und blickte verwundert auf die Pflegerin.

„Silvia, bist du es?“ fragte sie leise. „Schon oft glaubte ich deine sanfte Stimme zu hören. Was trieb dich zu mir, da mich alle andern fliehen?“

„Die Liebe“, war die einfache Antwort.

„Wie kannst du mich lieben? Hab' ich dich nicht verspottet und gekränkt?“

„Du tatest es; aber es ist längst vergeben. Im Glück hält' ich dich wohl nicht wieder aufgesucht, aber im Leiden zog mich mein Herz zu dir. Doch du darfst nicht sprechen. Hier, nimm den kühlenden Trank und gib dich der Ruhe hin.“

„Das will ich tun. Aber, o Silvia, sage mir nur eins. Werde ich sterben? O, mir graut vor dem düsteren Totenreich, wo ich, halb träumend, schattenhaft umherirren soll, ohne Freude, ohne Hoffnung! Auch mein holdes Söhnlein werd' ich dort nicht finden. Ach, es war so schön, so rein, so schuldlos! Ja, es war ein Liebling der Götter! Sie haben es gewiß auf die Insel der Seligen gebracht. O, dort kann ich nie hinkommen! Ich war selbstsüchtig, eigensinnig und launenhaft. Das fühle ich wohl. O Silvia! Ich möchte anders werden! Sage, o sage, daß ich noch nicht sterben muß!“

„Du wirst leben, Geliebte; das hoffe ich gewiß. Die Macht der Krankheit ist gebrochen, aber Ruhe ist nötig. Ich bleibe bei dir; denn nichts zwingt mich heimzukehren, da auch mein Gemahl in den Krieg gezogen ist. Meine zwei Kindlein sind wohl bewahrt in der Obhut der treuen Amme. Wenn du gesund wirst, kann ich dir vielleicht einen Weg zeigen, der dich zu der Insel der Seligen führt.“

Von nun an genas Klaudia schnell, und bald kam der frohe Tag, da sie das lustige Wohnzimmer

wieder betreten durfte, das Siegmund mit lieblichen Blumen geschmückt hatte. Zum erstenmal seit seiner Gefangennahme strahlten die Augen des Knaben vor Freude, als er die Herrin wiedersah, um deren Leben er so lange gezagt hatte. Nachdem er die beiden edlen Frauen bei ihrem einfachen Frühmahle bedient hatte, ließ er sich still in einer Ecke nieder, um stets bei der Hand zu sein, wenn sie etwas bedurften.

„Sage mir doch, Silvia“, begann die Genesende, „was war es für ein Buch, das du so eifrig lasest, als du bei mir wachtest? So oft ich die Augen aufschlug, sah ich dich darein vertieft.“

„Es war ein wunderbares Buch“, erwiderte die Freundin. „Es war ein Buch, das in jeder Not tröstet, in jedem Kampf Sieg gibt und zuletzt den Weg zu der Insel der Seligen zeigt.“

„Ist's ein Heldenbuch wie das von Virgilius, das wir früher so gerne lasen?“

„O ja! Es erzählt von dem größten Helden der Welt, dem alles, alles zu Füßen liegt.“

„O bitte, lies mir ein wenig daraus vor; dann will ich auch ganz still auf dem Ruhebett liegen, wie es der Arzt befohlen hat.“

„Ich tue es gern; aber der Knabe?“

„O, er mag zuhören! Er hört ja nichts lieber als Heldenlieder und wäre gern selbst ein Held.“

„Aber er ist nur ein Sklave“, seufzte Siegmund.

Silvia dachte einen Augenblick nach, dann öffnete sie den verdeckten Korb, den sie mitgebracht hatte, zog das Buch hervor und begann zu lesen.

Aber ein Heldenlied war es doch nicht. Es sprach nicht von Schwerterklang, nicht von blutigem Kampf und stolzem Siegeszug. Mit sanfter Stimme las Silvia von einem himmlischen Geiste, einem Engel, der zu einer armen Jungfrau kam und ihr verkündigte, daß sie einen Sohn haben solle, der wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich sein werde. Und als er dann wirklich geboren ward, mitten in der Nacht in einem dunklen Stalle, und in einer Krippe auf Heu und Stroh lag, siehe, da öffnete sich der Himmel, und Scharen von Engeln flogen hernieder, um den Lobgesang anzustimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und die Hirten kamen, das Kindlein anzubeten. Am achten Tage aber ward sein Name genannt Jesus, das heißt, Seligmacher.

Klaudia hatte still zugehört. Jetzt aber richtete sie sich plötzlich auf und sprach:

„Verlaß uns, Siegmund! Geh und begieße die Blumen!“

Ungern gehorchte der Knabe; die Geschichte war gar zu lieblich.

„Unglückliche“, rief Klaudia, als sie allein waren, „du bist eine Christin?“

„Ich bin es“, war die ruhige Antwort. „Aber nenne mich nicht unglücklich, sondern selig.“

„Und du betest wirklich zu diesem Kindlein, das in der Krippe lag?“

„Gewiß! Es blieb nicht immer ein Kind! Höre erst, was es tat, als es ein Mann ward; was es litt und wie es zuletzt siegte! — Sage mir doch, machen dich deine Götter glücklich?“

„Nein; nicht glücklich und nicht gut! Du aber, das muß ich bekennen, bist wunderbar verändert. Noch vor wenig Jahren eitel, leichtfertig und selbstbewußt, bist du jetzt fast allzu schlicht und einfach, dabei voll Milde und Demut. Du vergiltst Böses mit Gutem und fürchtest nicht Krankheit und Tod. Sage, hast du das von diesem Jesus gelernt?“

„Allein von ihm! O, daß ich's besser lernen könnte! Es ist nur ein kleiner, schwacher Anfang. O Klaudia, laß uns jetzt nicht mehr davon sprechen! Höre mir täglich ein wenig zu, wenn ich aus diesem Buche vorlese. Bewege alles in deinem Herzen; dann erst urteile!“

„Ja, so soll es sein“, erwiderte Klaudia. „Aber Siegmund muß es auch hören. Er trauert so, daß er die Wälder verlassen mußte, wo seine Götter wohnen.“

Vielleicht findet er Trost bei diesem wunderbaren Jesus. Es schadet ja nichts, wenn zu so vielen Göttern noch einer dazu kommt. — Warum lächelst du, Silvia?“

„Weil er allein Gott ist; eines Wesens mit dem Vater und dem Heiligen Geist. Alle andern Götter sind nichts.“

„Viele sagen, daß sie nichts sind! Vielleicht ist dein Jesus auch nichts. Aber hören möchte ich noch mehr von ihm; es ist doch einmal etwas anderes, etwas ganz Neues!“

Das Buch, aus dem Silvia nun täglich vorlas, war das Evangelium St. Lucä; sie hatte die Abschrift für vieles Geld gekauft, und es war ihr größter Schatz. Klaudia horchte zuerst mit Neugierde, bald aber mit Andacht. Täglich ward das Bild Jesu lebendiger in ihrem Herzen. Sie merkte, daß er ganz anders war als alle andern Götter; sie wünschte oft eine von den Frauen gewesen zu sein, die seiner wunderbaren Rede zuhören und seine göttlichen Taten sehen durften. Ach, wenn er durch die Straßen Roms gewandelt wäre, als ihr geliebtes Söhnlein krank war, wie hätte sie ihm nahe sein wollen und ihn kniend ansehen, es gesund zu machen! Er hätte es gewiß getan, denn seine Liebe war ebenso groß wie seine Macht.

Silvia aber betete innig zu Jesu, daß er die Freundin zum seligmachenden Glauben bringen möge.

In den lebhaften Gesprächen, die diesen Vorlesungen meist folgten, bemühte sich Silvia, ihre Schülerin in sanfter, milder Weise zur Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit zu bringen, damit sie das Wort von der Erlösung desto williger aufnehme. Bei diesen Gesprächen war Siegmund nicht gegenwärtig, denn die Frauen waren sich der Gefahr wohl bewußt, die ihnen drohte, wenn etwas davon ausgeplaudert würde. Erst wenn Klaudia sich ganz für Christum entschieden hatte, wollte man versuchen, auch den Knaben zum Glauben zu bringen.

Die Geschichten von Jesu gefielen ihm sehr. Ja, er horchte so begierig darauf, daß er nicht merkte, wie sich der Vorhang vor der Türöffnung manchmal leise bewegte, als sei jemand dahinter. Nur einmal, als man ihn schneller als sonst hinaus schickte, sah er Stella durch den Garten eilen und im Gebüsch verschwinden. Gewiß hatte sie von den reifen Trauben genascht, die am Weingeländer hingen, wie sie schon oft getan hatte! Nun, er wollte sie nicht verklagen; Jesus war immer so freundlich gewesen, hatte alle geliebt und keinen gehaßt. Vielleicht war es unrecht, daß er Stella gar nicht liebte, wohl gar haßte! Die liebe Mutter hatte erzählt, daß freundliche Götter und Göttinnen zuweilen in Menschengestalt segnend über die Erde gewandelt seien. Für einen solchen Gott hielt

er Gjum, und er gefiel ihm so wohl. Als man aber zur Leidensgeschichte kam, begriff er nicht, warum er alles geduldet und sich gar nicht gewehrt hatte, da er doch so stark und mächtig war. Vom Dulden wußten die Götter und Helden seines Vaterlandes nichts; es galt für eine Schwachheit und Schande.

Indessen war in der Stadt eine seltsame Unruhe entstanden. Während Klaudia an dem bösen Fieber daniederlag, war dieselbe Krankheit auch in vielen andern Häusern aufgetreten und hatte besonders in den ärmeren Stadtvierteln viele Opfer gefordert. Da kam das heidnische Volk auf den Gedanken, die Götter seien erzürnt, weil man den Christen seit Jahren Ruhe gegönnt und ihnen erlaubt hatte, ihre Gottesdienste zu halten. „Die Christen sind schuld an der verheerenden Seuche“, schrie der Pöbel; „sie sind auch schuld an der steten Kriegsnot!“ „Die Götter sind erzürnt, daß man den Zimmermannssohn, den Sekreuzigten, neben ihnen verehrt!“ sprachen die Götzenpriester zu dem unwissenden Volke. „Verfolgt die Christen! Tödet sie! Zu den Löwen mit den Christen!“ schallte es nun in den Straßen der Stadt. Bald war die Verfolgung in vollem Gange. Man zerstörte die einfachen Bethäuser der Gläubigen; man schleppte viele ins Gefängnis, ja in den Zirkus, wo sie mit Löwen und Tigern kämpfen mußten und von ihnen zerrissen wurden.

Dennoch blieb eine große Anzahl unter Gottes Schutz in stiller Verborgenheit übrig. Diese pflegten sich zuweilen bei Nacht in einsamen Tälern oder unterirdischen Höhlen, deren es in der Umgegend viele gab, zu versammeln. Dort sangen sie ihre Psalmen, befehlen, hörten das Wort Gottes und stärkten einander im Glauben.

Silvia wagte nicht mehr, das heilige Buch in Klaudias Wohnung zu bringen; doch lud sie die Freundin ein, auf einige Wochen in ihr schönes Landhaus zu kommen, das still und entlegen mitten in einem schattigen Garten stand. Niemand wunderte sich, daß die Genesende die erquickende Landschaft aufsuchte und ihren Lieblingsdiener, den schönen, blonden Germanen, mitnahm.

Gar friedlich war das Leben im Landhause. Wie ein guter Engel waltete die freundliche Herrin darin. Man hörte kein rauhes Wort; alles war Liebe und Frieden. Die meisten Diener des Hauses waren Christen, oder doch auf dem Wege, es zu werden. Sie wurden von Silvia als Brüder und Schwestern behandelt, dienten ihr aber dennoch in Demut und Gehorsam. Zwei holde Kindlein, ein Knabe und ein Mädchen, gewannen bald Siegmunds Herz, und er spielte und scherzte oft gar fröhlich mit ihnen.

Eines Tages aber sprach die alte Wärterin zu Silvia:

„Liebe Herrin, ich habe dich auf den Armen getragen, als du noch kleiner warst als dein Töchterlein; darum höre auf meinen Rat! Die Verfolgung der Christen hat von neuem begonnen, nachdem sie einige Wochen ruhte. Eine Feuersbrunst in der Stadt hat das Volk in schreckliche Wut gebracht. Ganze Familien hat man schon in dumpfe Kerker geworfen; sogar unschuldige Kinder werden gefölet, weil ihre Eltern Christen sind. Darum folge mir und fliehe mit mir und deinen Kindlein in das stille Gebirgsstädtchen, wo mein Sohn wohnt. Er und sein Weib werden dich hoch in Ehren halten. Sobald der Blutdurst des Volkes gestillt ist, magst du zurückkehren, vielleicht schon in wenig Wochen.“

Aber Silvia erwiderte ruhig: „Ich fliehe nicht, liebe Alte; wohl aber vertraue ich dir die Kindlein an, denn du bist treu. Morgen schon sollst du mit ihnen in deine stille Heimat reisen, denn eine innere Stimme sagt mir, daß diesem Hause Trübsal bevorsteht.“

Am nächsten Morgen gab es einen schweren, tränenreichen Abschied. Es war, als ahne die junge Mutter, daß sie ihre Lieblinge zum letztenmal in die Arme schloß.

Auch Siegmund sah dem Wagen traurig nach. Die Kinder halten ihn zerstreut und erheitert; nun ward das Leben im Hause ernst und still, und im

Herzen des Knaben erhob sich ein schwerer und harter Kampf. Jetzt durfte er nicht nur zuhören, wenn das Evangelium gelesen ward; die Frauen zogen ihn auch oft in ihr Gespräch, und Silvia ermahnte ihn mit begeisterten Worten, die falschen Götter zu verlassen und sich Christo zu ergeben.

Wenn es Abend ward und alle Arbeit getan war, kamen oft verhüllte Gestalten den Fußweg entlang, der von der Stadt herführte, und eine kleine Schar von Gläubigen sammelte sich in der matt erleuchteten Halle zum Gottesdienst. Lieblich klangen die Psalmen, inbrünstig die Gebete, und ein alter, ehrwürdiger Mann mit langem weißen Bart sprach zu den andächtig Lauschenden herrliche Worte. O wie wußte er zu reden von diesem wunderbaren Jesus, von diesem Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt! Wie durchschaute er die Herzen, auch Siegmunds Herz! Es war ihm oft, als spräche er zu ihm allein. Er begann zu ahnen, daß vieles, was er für groß und edel gehalten, vor Jesu Augen sündhaft, und daß auch er ein Sünder sei, der Erlösung bedurfte. O wie oft zog es ihn, mit niederzuknien, wenn die andern zu Jesu befehlen! Aber er that es nicht! Es war etwas in ihm, was sich gegen den neuen Gott sträubte.

Wenn er endlich auf dem Lager ruhte, konnte er lange nicht einschlafen. Er verglich die alten Götter mit

dem neuen und gab in vielen, ach, in vielen Dingen den alten den Vorzug! Des Nachts hatte er oft seltsame Träume. Einmal war es ihm, als sei er gestorben und käme an das offene Thor von Wodans herrlicher Behausung, Walhall genannt. Dort sah er die Helden, die im Kampf gefallen waren, um eine lange Tafel sitzen und mit den Göttern aus goldenen Bechern trinken und an köstlicher Speise sich laben. Die Wände der unermesslich großen Halle glänzten von lauterem Golde, und die Decke wölbte sich so hoch, daß kein Auge ihre Höhe ermessen konnte. Mit herrlichen Gefängen und dem Klang unzähliger Goldharfen wurden die Kriegstaten der Helden gerühmt. Suchend glitt Siegmunds Blick an den langen Reihen der Seligen vorüber; da, o Freude! erblickte er unter ihnen den geliebten Vater, jugendfrischer und schöner, als er ihn je gekannt hatte. Mit sehnüchlig ausgestreckten Armen rief er: „O Vater, mein heißgeliebter Vater, laß mich zu dir kommen!“ Aber des Helden Anlitz verfinsterte sich. Drohend erhob er die Hand und rief: „Weiche von hinnen, du Elender! Statt meinen Tod zu rächen, hast du den Fremden gedient, nicht gezwungen nur, sondern willig; hast dich von stolzen Frauen hätscheln lassen, hast süße Kost gegessen und weiche Kleider getragen, bis dein Herz auch weich und weibisch und dein Arm matt geworden ist. Und

*

nun willst du auch dem fremden Gott dienen, von dem dein Volk nichts weiß? Weiche von mir; ich kenne dich nicht mehr!“ Da ward das Thor zugeschlagen, und er stand allein in dichter Finsternis.

Dennoch mußte er am andern Tage wieder hören, wenn von Christo gelesen oder gesprochen wurde; er konnte nicht anders! O, war dieser Jesus nicht groß, als er den Sturm stillte durch Aufheben seiner Hand? War er nicht göttlich, als er die Fünftausend speiste, als er auf dem Meer wandelte, als er selbst den Toten das Leben wiedergab? Und war er nicht ein Held? Furchtlos stand er den Scharen bewaffneter Feinde gegenüber! Ach, wenn er sie nur vernichtet hätte, wozu er gewiß die Macht besaß, dann wäre er den allen Göttern, die ihn die Mutter kennen gelehrt, viel ähnlicher! Aber daß er sich ihnen ergab, und alles, alles duldete, das wollte dem Knaben nicht in den Sinn. Stilles Dulden schickte sich vielleicht für Frauen, aber nimmer für einen Mann und am wenigsten für einen Gott!

So ging Woche auf Woche dahin, und der Kampf in des Knaben Seele dauerte fort. Silvia aber betete täglich für ihn, und das Gebet des Gerechten vermag viel. Auch für Klaudia hatte sie so gebetet; nun aber durfte sie schon loben und danken, denn Klaudia glaubte an Christum und sollte sehr bald getauft werden.

An einem schönen, sonnigen Morgen saßen die beiden Freundinnen in einer Myrtenlaube in ernstem Gespräch.

„O Geliebte“, sprach Klaudia, „in wenig Tagen soll ich in die Schar der Gläubigen aufgenommen werden! Mein Herz bebt vor Freude, aber doch ist mir bange. O, werd' ich mein Taufgelübde halten können? Ach, ich bin so schwach und oft so verzagt! Wenn mein Gemahl siegreich heimkehrt und mich als Christin findet, was wird er tun? Ich weiß, er wird mich verstoßen, denn er hält felsenfest zu den alten Göttern. O, werd' ich das ertragen? Wird' ich festbleiben seinen zärtlichen Bitten und seinen furchtbaren Drohungen gegenüber?“

„Gewiß, leure Schwester! Wohl bist du schwach, aber Christus ist stark. Er ist der gute Hirte; niemand soll sein Schäflein aus seiner Hand reißen. O, in der Stunde der Versuchung und Gefahr sind die Schwächsten oft die Stärksten. Ich habe es ja leicht, denn mein leurer Gemahl ist mit mir eines Glaubens.“

Hier ward das Gespräch unterbrochen. Der alte Haushalter, der in Klaudias Abwesenheit treu für alles sorgte, kam, um ihr Bericht zu erstatten über die Arbeit der Sklaven, über Blumen, Vögel und Früchte und viele andere Dinge. Auch einen Brief ihres Gemahls empfing Klaudia aus seinen Händen. Noch ging es

ihm wohl, doch stand in nächster Zeit ein harter Kampf bevor, der wohl vielen das Leben kosten würde. „O Klaudia“, schloß das Schreiben, „gehe in den Tempel des Kriegsgottes Mars und opfere reichlich; laß auch duftende Weihrauchwolken aufsteigen und bete inbrünstig, daß uns der Sieg verleihen werde! Bete auch für mein Leben; denn obgleich ich keinen andern Tod wünsche als den auf dem Schlachtfelde, so bin ich doch jung und möchte noch eine Zeitlang des Glückes genießen an deiner Seite.“

Tief erschüttert hielt Klaudia den Brief in der Hand und achtete kaum auf eine Botschaft, die der Haushalter noch zulezt brachte.

„Stella, die braune Sklavin, ist entflohen“, sagte er zögernd. „Zürne mir nicht, o Herrin; ich hätte wohl strenger auf sie achten sollen. Aber sie war listig, dazu flink wie ein Vogel und mit allen Schlupfwinkeln der Stadt bekannt. Seit drei Tagen suchen wir sie vergebens.“

„O laß sie!“ erwiderte Klaudia gleichgültig. „Sie hat uns nichts als Verdruß gemacht und den andern ein böses Beispiel gegeben. Zogen nicht neulich ausländische Kaufleute durch die Stadt? Gewiß ist sie mit ihnen gegangen, um ihr Heimland wieder zu erreichen.“

Einige Tage später rüstete man in Silvias Hause die einfache Abendmahlzeit zeitiger als sonst. Klaudia

nahm nicht daran teil, sondern blieb allein in ihrem Gemach unter stillem Gebet, denn heute abend sollte sie mit einigen andern durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden.

Glühend rot, in wunderbarer Pracht, war die Sonne am wolkenlosen Himmel untergegangen, und bald lag Dunkelheit über der stillen Landschaft. Nach kurzer Zeit aber zeigte sich im Osten ein zarter Silberschein, und freundlich erhob sich der Mond über die nahen Hügel. Leise Schritte eilten nun durch den Garten vom Hause her und auch von dem verborgenen Pförtchen am äußersten Ende der weiten Besitzung. An einem kleinen, überaus klaren Teiche, der mit dichtem Myrten- und Lorbeergebüsch umgeben war, versammelte sich nach und nach eine kleine Schar Männer und Frauen. Auch Siegmund war unter ihnen. Er trug den Mantel, in den er die geliebte Herrin hüllen sollte, wenn sie dem heiligen Bade entstiegen war und das weiße Taufkleid angezogen hatte. Dann war sie eine Christin; er aber blieb ein Heide! Eine tiefe Kluft ward dadurch zwischen ihnen gebildet, das fühlte er wohl. Aber er konnte nicht anders, wie er meinte; allzu drohend stellten sich ihm die Gestalten der alten Germanengötter gegenüber.

Der Psalm war gesungen, das Gebet gesprochen; die Predigt des greisen Priestlers war vorüber. Nun

knieten die, welche getauft werden sollten, nieder, bekannten feierlich ihren Glauben an Gott den Vater, Sohn und Heiligen Geist und sagten ab allen falschen Göttern. Lautlos stand die kleine Gemeinde, die Hände gefaltet in stiller Fürbitte, während eins nach dem andern zum Wasser hinabstieg und, gereinigt von aller Sünde durch das heilige Bad, wieder emporkam. Klaudia war die letzte. Sie sah sehr bleich aus, als Silvia sie in das neue schneeweiße Taufkleid hüllte, aber ihre Augen strahlten von himmlischer Freude.

Der Priester erhob die Hände und begann die Worte des Segens zu sprechen. — Horch, was war das? Waffengeklirr? Wo sollte es herkommen, da man doch zuverlässige Wachen an den Eingängen des Gartens ausgestellt hatte? Ach, die lagen überwältigt am Boden, und jetzt, o Entsetzen! jetzt drängten sich die Häscher durch die Büsche. „Im Namen des Kaisers!“ tönte die Stimme des Anführers. „Ihr seid Gefangene, denn ihr seid Christen und Feinde des Volkes! Morgen sollt ihr den Göttern opfern oder sterben!“

Nun band man ihnen die Hände; nur wenigen gelang es, ins dunkle Gebüsch zu entweichen. Klaudia und Silvia standen noch immer Hand in Hand; jetzt kam ein roher Kriegermann und packte sie bei den Armen.

Das war zu viel für Siegmund. Er sprang hervor aus dem tiefen Schatten eines Lorbeerbusches.

„Wie magst du edlen Frauen so begegnen?“ rief er, ihn mit aller Macht zurückstoßend. „Fliehe, o Herrin, fliehe!“

Aber der starke Mann lachte nur über den Zorn des Knaben, und dieser fühlte sich plötzlich von zwei mageren braunen Armen festgehalten.

„Dieser ist auch ein Christ!“ rief Stellas hohnlachende Stimme. „Fangt ihn, bindet ihn, den Barbarenjohn, der mich verdrängte! So andächtig hat er den Lehren des Nazareners gelauscht, daß er nicht merkte, wie oft ich horchte; in der Stadt und auch hier!“

„Also du bist die Verräterin!“ schrie Siegmund, ganz außer sich vor Zorn. Mit aller Kraft riß er sich los und stieß sie so heftig von sich, daß sie rückwärts taumelte und mit lautem Aufschrei ins Wasser stürzte. Gleich darauf aber schwamm sie lachend ans Ufer und verschwand im Schalle.

„Bedenkt ihr auch, was ihr tut?“ fragte Silvia jetzt den herzutretenden Anführer. „Was wollt ihr meinem Gemahl, der trotz seines Christenglaubens beim Heer so beliebt ist, antworten, wenn er siegreich heimkehrt und mich nicht mehr findet?“

„Er wird nimmer heimkehren, edle Frau!“ erwiderte der Hauptmann, nicht ohne Mitgefühl. „Gestern kam die Nachricht, daß er im Kampfe den Heldentod erlitt. Mir ist befohlen, die Christen gefangen zu

nehmen, und ich muß gehorchen. Aber o, warum wollt ihr sterben, so schön, so jung, so reich? Streuet morgen, wenn ihr vor dem Richter steht, nur wenige Körnlein Weihrauch in die Flamme vor Jupiters Bild, so werdet ihr frei und vom Volke hochgeehrt in eure Häuser zurückkehren!“

Silvia hörte ihn nicht mehr. Sie hatte ihr Haupt verhüllt, und heiße Tränen rollten über die bleichen Wangen. Aber bald sagte sie sich. „O Geliebter“, flüsterte sie, „schon gingst du mir voraus! Bald, vielleicht schon morgen, knien wir vereint vor dem Thron des Lammes! Aber o, meine Kindlein! Du guter Hirte, dir befehle ich diese armen Lämmer!“

„Und ich“, sprach Klaudia leise, „werde den Versuchungen entgehen, vor denen mir so bange war. Im reinen Taufkleid werd' ich vor dem Himmelsherrn erscheinen! Aber, o Silvia, bleibe bei mir! Laß uns zusammen in den Tod gehen! — Lebe wohl, Siegmund“, wandte sie sich zu dem Knaben; „ich will für dich bitten, daß dir der Glaube geschenkt werde!“

„So ist der Knabe kein Christ?“ fragte der Hauptmann.

„Ich bin es nicht!“ erwiderte Siegmund fest. „Ich mag mich nicht binden und zur Schlachtbank führen lassen wie ein Tier! Als Held will ich sterben und zu Walhalls Thoren eingehen wie mein Vater!“

Da winkte ihm Klaudia, und schluchzend fiel er ihr zu Füßen. „Du warst mein eigen“, sprach sie; „nun ich scheide, bist du herrenlos. Du bist frei! Gehe, wohin dich dein Herz treibt; Gottes Gnade kann dich überall finden.“

Der Anführer trieb zum Ausbruch. In langer Reihe führte man die Gefangenen fort. Manche wandelten gesenkten Blickes in stillem Gebet, andere leuchtenden Auges gen Himmel schauend, als sähen sie schon die offenen Paradiesespforten.

Nun waren sie verschwunden, und Siegmund stand allein. Bitterer Schmerz kämpfte in seiner Seele mit glühender Lust.

Die Herrin ging in den Tod; er aber war frei! „Frei! frei!“ rief er aus, um sich an dem süßen Klang zu laben. Er wollte forstürmen nach Norden zu, immer nach Norden, über Berg und Thal, durch die Hitze des Tages und das Dunkel der Nacht, fort, fort, bis deutscher Eichwald ihn umbrauste!

Schon war er zum Hinterpförtchen des Gartens hinaus, als sein Blick auf die goldenen Armspangen fiel, die er trug. Er mochte sie nicht mitnehmen; man würde ihn gleich daran erkennen als Diener eines vornehmen Hauses und ihn mit allerlei Fragen quälen. Er löste sie und trug sie in die kleine Laube hinter dem Hause, wo er so oft mit der Herrin gegessen hatte.

Durch die Büsche sah er, daß man bewaffnete Wachen um das Haus her gestellt hatte. Beim eiligen Zurücklaufen fand er einen groben Mantel am Wege liegen, den wohl einer der Entflohenen abgeworfen hatte, um leichter zu entinnen. Der war ihm recht; er hüllte sich hinein, denn es war Herbst und die Nachtlust kühl.

Rüstig schritt er vorwärts und wanderte die Landstraße entlang, bis aufsteigende Morgenröte den jungen Tag verkündigte. O weh! Da fühlte er schon Ermüdung. Ach, es war nur allzu wahr, was das Traumbild gesprochen hatte: er war weich und verwöhnt durch allzu zarte Pflege. O wie tapfer war er schon als kleiner Bube neben dem Vater hergetraht im pfadlosen Waldesdunkel, wenn sie sich einmal auf der Jagd verirrt hatten; und jetzt machte ihn ein Weg von einigen Stunden schon matt! Zwischen hohen Aloestauden legte er sich nieder, um nur ein wenig zu schlummern; aber als er erwachte, stand die heiße Mittagssonne am Himmel. In einer Bauernhütte erbat er sich ein wenig Brod und Milch, fand auch zuweilen einige Trauben und Früchte, aber nur wenige, denn die Weinlese war schon vorüber. Am Abend legte er sich wieder in irgendeinem Gebüsch zur Ruhe.

So trieb er es mehrere Tage. Aber ach, er hatte es sich viel, viel leichter gedacht! Die Richtung nach Norden einzuhalten, war ihm oft unmöglich, da er

belebte Landstraßen, Städte und Dörfer vermeiden wollte, um nicht angehalten zu werden und aufs neue in Dienstbarkeit zu geraten. So wanderte er planlos durch einsame Gegenden, litt oft Hunger und Durst, und sein Mantel schützte ihn nur wenig vor der zunehmenden Nachtkühle. Ach, hier herrschte ja nicht die Gastfreundschaft seines Vaterlandes, wo der fremde Wanderer in jedem Hofe freundlich aufgenommen und mit Nachtlager, Speise und Trank versehen ward, ohne daß man nach Namen und Herkunft fragte, es sei denn, daß er länger als drei Tage verweilte. Hier stieß ihn mancher Landmann von der Tür seiner Hütte und schalt ihn einen faulen Bettelbuben. Am mitleidigsten erwiesen sich die armen Hirten, die große Herden Schafe, Ziegen oder Rinder weideten. In ihren ärmlichen Hütten verbrachte er manche Nacht und durfte sich reichlich an süßer Milch laben.

Aber je länger er wanderte, je tiefer ward die Traurigkeit, die sich seiner bemächtigt, sobald der erste Freudenrausch über die erlangte Freiheit vorüber war. Seine Schwäche, seine Unfähigkeit, Beschwerden zu ertragen, drückte ihn sehr nieder, und schauernd gedachte er des grausamen Todes, den die geliebte Herrin wohl schon erduldet haben mochte. O, wo würde sie jetzt sein? Im düsteren Schattenreich, vor dem ihr früher so gegraut, oder im lichten Himmelsaal vor dem

Thron des Gotteslammes? Vielleicht hatte sie auch ihr junges Leben errettet durch einige Körnlein Weihrauch, die sie den alten Göttern streute. Würde sie dann glücklich sein? Wohl kaum! Er hatte sagen hören, daß die, welche sich dazu bequemten, stiller Verzweiflung anheimfielen, die schlimmer sei als der Tod. Ach, wenn man nur einmal ganz gewiß wüßte, welches der rechte Gott war! Was sollte er glauben? Zu wem sollte er beten? Wohin sollte er sich wenden?

Siegmund durchzog jetzt ein liebliches Hügelland; doch schwanden seine Kräfte zusehends, und nachts weckte ihn oft ein Fieberfrost aus unruhigem Schlummer. Hungrig und ermattet erklimm er eines Tages eine steile Höhe. Da einige Ziegen das dürftige Gras abweideten, hoffte er oben eine Hirtenhütte zu finden. Nach kalter Nacht schien die Sonne heiß, und sein Kopf schmerzte heftig; das Steigen ward ihm so sauer, als hätte er Bleigewichte an den Füßen. Endlich war er oben, und stieß einen Schrei des Staunens und Schreckens aus; denn es bot sich ihm ein Bild, das er noch nie geschaut hatte. Vor seinen Augen breitete sich eine unabsehbare, von sanftem Wind bewegte, bläulich schimmernde Wasserfläche aus. Sanft abfallend neigte sich das Land ihr zu; am sandigen Ufer standen, weit voneinander entfernt, einige ärmliche Hütten. Auf den Wellen schaukelten ein paar kleine Kähne, und

weithin dehnte sich das Meer, einsam, gewaltig, bezaubernd schön! In Anschauen und Bewunderung versunken stand der Knabe. Wohl hatte er in Rom vom Meer sprechen hören, hatte es sogar einmal, als er mit der Herrin ausfuhr, ganz in der Ferne gesehen; aber er hatte es sich gedacht wie einen recht großen See, dessen anderes Ufer man doch erblicken konnte. Sollte hier vielleicht das Weltende sein, von dem eine alte Magd daheim schauerliche Dinge zu erzählen wußte? Nein; dazu war es zu schön, zu herrlich! Jedenfalls wollte er hinuntersteigen und in einer jener Hütten um ein wenig Speise bitten. Sie sahen so ärmlich aus; und er hatte die Armen immer barmherziger gefunden als die Reichen. Aber kaum hatte er sich von dem Stein, auf dem er ausgeruht, erhoben, so schwindelte ihm und er sank ohnmächtig zu Boden.

Als er erwachte, war es Abend. Er ruhte auf einem Lager von Schilfgras und Stroh, zugedeckt mit einem dicken groben Mantel. Der Raum, der ihn umgab, war niedrig und rauchgeschwärzt, auch duftete es stark nach Fischtran. Von der Decke hing ein Lämpchen herab, bei dessen mattem Scheine ein alter Mann an einem Fischerneß strickte. Wenig Holzkohlen glühten auf einem sehr einfachen Herd, darüber stand auf dem Dreifuß ein irdenes Töpfchen. Angeln, Netze und weniges Hausgerät hingen an den Wänden.

Jetzt wandte sich das weißbärtige Angesicht des Mannes ihm zu.

„Nun, bist du erwacht?“ sagte er freundlich. „Bist du krank, oder warf dich nur der Hunger nieder?“

„Beides, guter Vater! Ich komme von langer, beschwerlicher Wanderung. Wie fandest du mich?“

„Ich suchte meine Ziegen. Komm, trinke Milch! Ein wenig hab' ich dir schon eingeslößt, als ich dich mühsam hierher geschleppt hatte. Du schlugst die Augen auf, schließt aber gleich wieder ein.“ Damit hielt er ihm das Töpfchen hin, und der Knabe trank begierig. „Deine Hände sind eiskalt und deine Stirn glüht“, sprach der Alte; „es ist das Fieber! Warte, ich will dich tüchtig zudecken, daß du in Schweiß kommst.“

Er holte einige Ziegenfelle herbei und hüllte den Gast warm ein, löschte die Lampe aus und streckte sich in einem Winkel der Hütte auf einen Haufen trockenen Laubes. Sein eigenes Lager hatte er dem Gast überlassen.

Fünf Tage lag Siegmund krank — zum erstenmal in seinem Leben. Der Fischer pflegte ihn; ein Trank von bitteren Kräutern vertrieb das Fieber.

Endlich saß er, noch etwas matt, aber völlig genesen, neben seinem Wirt vor der Thür der Hütte im milden Sonnenschein und bewunderte das Meer. Dann begann er: „Du bist meinen Volksgenossen ähnlich, denn du herbergst mich nun schon so lange, ohne zu fragen, wer ich bin.“

„Ei, was solltest du anders sein als ein entlaufener germanischer Sklave?“ erwiderte der Fischer lächelnd. „Hattest wohl einen harten Herrn, der dich mißhandelte?“

„O nein! Meine Herrin war hold und gütig! Ich entließ ihr nicht; sie schenkte mir selbst die Freiheit, als schweres Schicksal sie und ihr Haus traf.“

„Genug“, sprach der Fischer; „ich begehre nicht zu wissen, was es war. Wer viel erfährt, hat viel Sorgen! Doch hätte sie dich nicht so allein in die Welt laufen lassen sollen. Wo willst du denn hin?“

„In meine Heimat, zu den tapferen Männern meines Stammes, zu den mächtigen Göttern meines Volkes!“ rief Siegmund begeistert.

„Armes Kind; du weißt nicht, was du wagst! Zwischen dir und deiner Heimat liegen hohe Gebirge. Wie willst du sie übersteigen?“

„O, ich werde wohl ein Saumtier finden, das mich hinüberträgt! Vor fast vier Jahren kam ich als Kriegsgefangener mit den Römern über jene Berge, und die Reise ging schnell von statten.“

„Ei ja; mit kundigen Führern, geübten Lasttieren und reichlichem Vorrat, in der Sommerzeit. Jetzt aber naht der Winter! Hier ist er mild, aber jene Bergpässe werden in wenig Wochen so verschneit sein, daß niemand hindurchdringen kann. Höre mich an! Du

gefällst mir. Ich liebe die Germanen; sie sind wahr und treu. Bleibe bei mir, bis die Sonne jenen Schnee wieder geschmolzen hat. Dann bringe ich dich in meinem Schiffelein längs der Küste hin bis zu einer Hafenstadt, wo ich Freunde habe. Dort findet sich vielleicht ein fahrender Händler oder Sänger, der dich mit über die Berge nimmt. Aber wirst du deine Heimat wiederfinden?“

„Eine eigene Heimat hab' ich nicht mehr“, sprach Siegmund traurig. „Mein Vater fiel im Kampf; Mutter und Schwester sind vielleicht auch gefangen oder gar tot. Bin ich aber einmal auf germanischem Boden, so bin ich auch daheim. In jedem Hofe wird man den Sohn Theodulfs, des Markomannensfürsten, mit Freuden aufnehmen!“

Stolz hatte er sich emporgerichtet bei den letzten Worten, neigte sich aber gleich darauf vor dem Allen und sprach: „Habe Dank für deine Gastfreundschaft, guter Vater! Gern bleibe ich durch den Winter bei dir und will dir dienen, wo ich kann. Nur vor dem Meere bangt mir ein wenig, so herrlich es aussieht. Sage mir, ist hier das Ende der Welt?“

„O nein! Jenseit dieses großen Wassers liegen noch andere Länder, die fast alle dem römischen Kaiser unterworfen sind.“

„Hast du sie selbst gesehen?“

„Was denkst du? Mein kleiner Kahn trägt mich nicht so weit. Ich behalte stets die Küste in Sicht, wenn ich ausfahre. Aber große, starke Schiffe mit mächtigen Segeln und vielen Ruderern kann man oft von hier aus erblicken. Sie tragen die kühnen Seefahrer von einem Land zum andern.“

„Könnte nicht der Sturm auch dein Schifflein einmal ergreifen, daß du die Küste nicht wiederfändest?“

„Er könnte wohl, aber er darf es nicht! Neptun, der starke Meergott, dem ich oft ein Zicklein opfere, erlaubt es ihm nicht. — Nun komm, es ist Essenszeit. Wir wollen uns einen Fisch kochen und einen Brotkuchen rösten.“

Der Fischer hatte recht gehabt. Rauhe Winde fingen an zu wehen auch in diesem schönen, sonnigen Lande; häufige Regengüsse, sogar mit Schneeflocken vermischt, stellten sich ein, so daß Siegmund manchmal gern am kleinen Herdfeuer sitzen geblieben wäre. Aber der Alte war wetterhart, und der Knabe bezwang seine Schwäche. Stark und frisch mußte er ja werden, um im Frühling die Heimat zu erreichen. Manchen Tag, ja auch manche Nacht brachten die beiden auf den Meereswellen zu. Wohl ward dem verwöhnten Liebling vornehmer Frauen das Rudern und das Emporziehen der schweren Netze im Anfang gar sauer. Bald aber siegte seine von Haus aus kerngesunde

Natur. Das Gefühl von Kraft und Mut, das er in den heimischen Wäldern gehabt hatte, kam wieder über ihn; seine Arme wurden sehnig, seine Hände hart. Auch am Lande gab es Arbeit genug. Von einer fernen Quelle mußte das Trinkwasser herbeigeholt werden; das Holz für den kleinen Herd aus einem weitentlegenen Wäldchen. Zerrissene Netze waren auszubessern und neue zu stricken. War der Fang glücklich, so wanderten die beiden mit schweren Körben beladen nach dem Städtchen, das stundenweit landeinwärts lag, und brachten von dem Erlös alles heim, was der kleine Haushalt bedurfte.

Der Fischer behandelte den Knaben nicht als Diener, sondern als Gastfreund; doch war er sehr schweigsam, und nur selten kam es zwischen den beiden zu einem lebhaften Gespräch.

Siegmunds Herz aber war oft so voll von frohen und trüben Erinnerungen, von Bangigkeit und Hoffnung; in seinem lebhaften Geiste stiegen so viele Fragen auf, die er gern seinem Beschützer mitgeteilt hätte. Aber der Alte ging nicht darauf ein. „Das verstehe ich alles nicht“, sprach er; „am Strande bin ich geboren, aufgewachsen und alt geworden. Der Strand und das Meer ist meine Welt; da werd' ich auch sterben.“

Ueber das Schicksal der geliebten Herrin aber sollte Siegmund ganz unerwartet Nachricht erhalten.

Als er einst mit seinem Beschützer eine Last Fische ins Städtchen gebracht hatte, verkauften sie die letzten und besten davon in der Küche eines reichen Hauses. Der Küchenmeister, ein sehr gesprächiger Mann, setzte ihnen Essen vor und einen Becher Wein dazu. Während sie behaglich die seltene Kost verzehrten, unterhielt er sie mit allerlei Neuigkeiten aus dem Städtchen, die ihnen ziemlich gleichgültig waren. Es mochte ihn verdrießen, daß der Fischer so teilnahmslos blieb bei der Schilderung eines glänzenden Festes, das der Stadthauptmann gegeben hatte, und er sann auf interessantere Dinge.

„Wißt ihr auch“, begann er geheimnisvoll, „daß man in Rom endlich Bericht gehalten hat über eine Schar von Christen, die man schon vor Monaten mitten in ihrem Gottesdienst überraschte?“

„Was kümmern mich die Christen?“ brummte der Fischer. „Mein Gott ist Neptun; weiter brauche ich keinen.“

Siegmund aber legte das Messer weg und konnte seine Erregung kaum verbergen.

„Es war an einem Wasser, in einem Garten“, fuhr der Koch fort. „Elliche waren eben gekauft worden und trugen weiße Kleider. Zwei vornehme Frauen waren darunter, die man gern geschont hätte. Eine davon war Klaudia, die Gemahlin des stolzen

Feldhauptmannes Lucius. Lange hielt man sie alle gefangen und redete ihnen süß und sauer zu, den Göttern nur ein paar Körnlein Weihrauch zu streuen. Aber sie waren ganz belört und taten's nicht. Nun hat man sie neulich bei Jupiters Fest alle in den Zirkus geführt, wo die wilden Tiere ein schnelles Ende mit ihnen machten.“

„Auch mit den edlen Frauen?“ fragte der Knabe mit bebender Stimme.

„Ei, wie bleich wirst du! Was gehen sie dich an? Sie waren die Tapfersten von allen! Hand in Hand standen sie, so erzählte mein Freund, der es selbst mit angesehen hat; zum Himmel blickten sie empor und riefen laut den Namen des Nazareners an. Plötzlich stürzte sich ein Löwe auf sie, und in wenig Augenblicken war alles vorüber; aber das Volk —“

Lautes Schluchzen unterbrach den Erzähler. Siegmund hatte sein Antlitz verhüllt und weinte zum Herzbrechen.

„Du hättest das nicht erzählen sollen“, sprach der Fischer; „der Junge ist allzu weichmütig. Komm, Siegmund, laß uns heimeilen, damit uns die Nacht nicht überfällt. Aber das sage ich: Es ist grausam, zarte Frauen hinzumorden, die keinem ein Leid tun!“

„Hüte dich!“ spottete der Koch. „Du willst wohl auch ein Christ werden?“

„Hab' ich dir nicht oft gesagt, daß Neptun mein Gott ist? Für das gute Essen habe Dank, aber nicht für die böse Rede! Gehab dich wohl!“

Schweigend wanderten die beiden der Heimat zu, doch merkte der Fischer wohl, daß Siegmund noch viele stille Tränen vergoß.

Als sie endlich beim Schein des Tranlämpchens saßen, fragte er ihn:

„Mein armer Junge, war etwa eine der beiden Frauen deine Herrin?“

„Es ist so, Vater! O, eine gute, milde Herrin, fast eine Mutter war mir die edle Klaudia!“

„Hörtest du bei ihr von diesem Jesus?“

„Ja, sehr viel. Zu viel für die Ruhe meines Herzens.“

„Du mußt ruhiger werden, mein Sohn! Wodan ist dein Gott, wie du sagst; der meine ist Neptun. Deine Herrin hielt diesen Jesus für ihren Gott. Was ist dabei, das dich beunruhigen könnte? Aber erzähle mir ein wenig von diesem neuesten Gott, der zarte Frauen so mutig macht. Hu! Ein Löwe ist ein schreckliches Tier!“

Eine Weile saß Siegmund in Nachdenken versunken, sah sich dann scheu um, als könne in den dunklen Winkeln der Hütte irgend jemand lauschen, und erzählte dann kurz und schlicht die Geschichte

von des Heilands Geburt. Er wußte sie fast auswendig, da Silvias Kinder sie immer wieder zu hören verlangt hatten.

Bald unterbrach ihn der Fischer. „Es ist Schlafenszeit! Wir liegen auch auf Heu und Stroh wie dieser ärmliche Gott.“

Aber am nächsten Abend wollte er mehr hören, am dritten noch mehr, und so ging es fort. Siegmund schaute sich nicht mehr ängstlich um, wenn er sprach; ja, er dachte schon während der Tagesarbeit darüber nach, was er heute abend erzählen wolle. Und wie einem Maler die Gestalten seines Bildes im Herzen leben, als wären es wirkliche Menschen, so ward auch dem Knaben die Gestalt des Heilandes immer klarer und lebendiger, je mehr er von ihm redete. Lange merkte er nicht, ob seine Worte Eindruck machten auf das verschlossene Gemüt des Alten; endlich aber sprach er doch:

„Zweierlei gefällt mir an diesem Jesus. Er erbarmte sich der Schwachen, der Armen, der Sünder, und er wählte sich Fischer zu Jüngern. Aber das glaub' ich nimmer, daß er durch ein Wort das Meer gestillt hat. O nein; Neptun läßt sich seine Macht nicht nehmen! Er selbst hat Erbarmen gehabt mit den harmlosen Männern und das Brausen des Sturmes gestillt. Morgen früh will ich ihm eins unserer jungen

Zicklein opfern; dann wollen wir ausfahren zu einem tüchtigen Fang, denn das Wetter ist günstig. Wer weiß, ob's nicht die letzte Fahrt ist, die wir zusammen machen! Der Winter ist vergangen, und dich zieh's zur Heimat! Wenn der Fang glückt, kauf ich dir im Städtchen ein neues Gewand und feste Schuhe. Barfuß und im Kittel von Ziegenfell schick' ich dich nicht auf die Reise!“

Noch vor wenig Wochen hätte Siegmunds Herz gejubbelt bei dieser Aussicht — warum war ihm jetzt fast bange vor dem Scheiden aus diesem fremden Lande? Was hatte er Köstliches hier gefunden, das er nun dahinterlassen sollte? Es war ihm selbst nicht klar, und er hatte wenig Zeit, darüber nachzudenken. Müde von der Arbeit, schlief er die ganze Nacht; und am Morgen gab es viel zu rüsten für die Ausfahrt.

Von einigen Steinen baute der Fischer einen kleinen Altar, legte das Zicklein darauf und schlachtete es, indem er den Meergott mit lauter Stimme um Schutz und Segen für die Fahrt anrief. Dann schleuderte er es weit hinaus in die Wellen und wartete lange, ob sie es nicht etwa zurückwerfen würden. Nein, sie behielten es! Neptun hatte das Opfer angenommen; seine Gunst war nun dem Allen wieder sicher für einige Zeit.

Bei klarem Himmel und ruhiger See fuhren sie aus; diesmal weiter als sonst, da es galt, eine Art

von Fischen zu fangen, die sich dem Ufer nicht leicht näherten. Darum hatten sie nicht den kleinen Nachen, sondern das größere Schifflein genommen, das sogar ein Segel besaß. Mit froher Hoffnung waren sie ausgefahren, aber es schien, als wolle sie sich nicht erfüllen. So oft sie auch die Netze auswarfen, zogen sie sie immer wieder leer heraus.

„Ei, wir müssen einen Fang tun“, rief der Alte ärgerlich. „Wozu hätte ich denn sonst das schönste Zicklein geopfert? Es war das weiße, das dir so gut gefiel. Vorwärts, Junge, noch einmal ausgeworfen, so tief als möglich! Sie müssen kommen!“

Aber sie kamen nicht! Wohl aber verdüsterte sich der Himmel, und ein seltsames Pfeifen und Säusen in der Luft deutete auf nahen Sturm.

„Steuere heimwärts, Siegmund; es kommt ein Wetter“, gebot der Fischer, das Segel einziehend. „Wenn uns der Wind nur zu Lande treibt!“

Aber er tat das Gegenteil! Mit unwiderstehlicher Gewalt jagte er das schwache Fahrzeug ins Weite, bis die Küste allmählich vor den Augen der beiden verschwand. Und nun brach das Wetter los! Die Blitze zuckten, der Donner rollte, und ein Wirbelwind drehte das Schifflein im Kreise umher, daß selbst der erfahrene Fischer keine Ahnung hatte, nach welcher Gegend die Heimat lag.

Endlich zog das Gewitter vorüber, aber bleigrau wölbte sich der Himmel über der tobenden Flut. Das Rudern hatte man längst aufgeben müssen; die Wellen gingen allzu hoch. Das Schlimmste aber war, daß beiden die Kräfte schwanden. Den Korb mit Speise hatten die Wellen über Bord gespült; aber die Todesangst war noch ermattender als der Hunger. Stunde auf Stunde verging; planlos trieben sie dahin, und der Alte sank verzweifelt auf den Boden des Schiffleins.

„O Neptun, du trügerischer Gott“, seufzte er, „wie schlecht lohnst du mir, daß ich dir mein Leben lang gedient habe! Bald wird die Nacht hereinbrechen, aber den Morgen werden wir nicht mehr schauen.“

„Doch, wir werden ihn schauen!“ rief Siegmund plötzlich begeistert. „Ich weiß, was ich tun will: Ich will Iesum, den Sohn des lebendigen Gottes, anrufen, der einst das Meer stillte und zum Sturme sprach: ‚Schweig und verstumme!‘ Und wenn er uns hilft, so soll er mein Gott sein, und ich will ihm allein dienen mein Leben lang!“

„Tu es nicht, tu es nicht!“ warnte der Fischer. „Du reizest den Zorn der allen Götter nur noch mehr.“

Aber Siegmund hatte sich auf die Knie geworfen, streckte die Hände zum Himmel und rief: „Herr, hilf uns! Herr, hilf uns, wir verderben!“ Und nun hoffte er, das Meer werde ganz stille werden und am Horizont

werde das ersehnte Land sich zeigen. Aber die Wellen tobten fort; nur in Siegmunds Herz war es ganz stille geworden.

Sieh, was war das? Dort drüben erblickte er etwas, das sich hob und senkte mit den schäumenden Wogen. Unverwandt, atemlos blickte er hin. Näher und näher kam es; es war ein Schiff, so groß, wie er noch nie eins gesehen hatte.

„Wir sind gerettet!“ jubelte er dem Fischer zu. Der aber hörte nicht mehr. Die Furcht vor dem Zorn seiner Götter hatte ihn vollends überwältigt. Ohnmächtig lag er auf dem Boden des Schiffes.

Der Knabe aber schrie aus allen Kräften und schwenkte sein abgeworfenes Gewand in der Luft, und endlich bemerkte man ihn. Nach kurzer Zeit stieg er die Strickleiter hinauf an Bord des großen Schiffes, wohin man den bewußtlosen Alten schon mit großer Mühe gebracht hatte. Kaum fühlte der Knabe festen Boden unter seinen Füßen, so stürzte er, alle Vorsicht vergessend, auf die Knie und rief, indem ein Strom von Tränen aus seinen Augen brach: „Jesus, du Sohn Gottes, du Seligmacher der ganzen Welt, ich danke dir! Ich bin dein, dein, ja dein im Leben und im Tode!“

Wäre der Schiffsherr ein Heide gewesen, so hätte in jener Verfolgungszeit dies erste Gebet des Germanen leicht sein letztes sein können. Aber siehe, ein stattlicher

Mann, in besserer Kleidung als das Schiffsvolk, trat auf ihn zu mit den freundlichen Worten:

„Sei mir begrüßt, mein junger Bruder! Komm und küsse mich! Gelobt sei der Herr, daß ich einen Christen retten durfte!“ Und ehe sich's Siegmund versah, hatte der vornehme Mann die Arme um ihn geschlungen und ihn väterlich auf die Stirn geküßt.

„Ich bin eben jetzt erst ein Christ geworden“, stammelte Siegmund, „getauft bin ich noch nicht.“

„Du befehl zu Jesu“, sprach der Mann, „darum liebe ich dich! Man sorge für den Alten; dem Knaben aber bereite man ein Lager in meinem Raum“, befahl er und entfernte sich.

Siegmond war so ermattet, daß er, trotz der mächtigen Erregung seiner Seele, sogleich in festen Schlaf sank, als er sich, wohlgefällig, auf ein weiches, reinliches Lager streckte. Er merkte nicht, daß der Schiffsherr hereinkam, mit einer kleinen Lampe des Knaben Antlitz beleuchtete und wohlgefällig betrachtete, ehe er sich neben ihm niederlegte. Er merkte nicht, daß er am Morgen mit erhobenen Händen auf dem rauhen Boden kniete und inbrünstig für seinen jungen Gast betete, ehe er den Schlafraum verließ. Ein sauberes Gewand lag neben ihm, als er endlich erwachte, und ein Gefäß mit Wasser zur sehr nötigen Reinigung.

Als er frisch und gestärkt aus dem düsteren Raum emporstieg, strahlte die Sonne freundlich am tiefblauen Himmel. Die Wellen hatten sich beruhigt, und wie ein stolzer Schwan glitt das schöne große Schiff mit vollen Segeln dahin, getrieben von einem sanften, günstigen Winde. Der alte Fischer war mit der Schiffsmannschaft schon bekannt geworden und bewunderte alles, was er auf dem prächtigen Fahrzeug sah.

„Nun, Siegmund“, rief er dem Knaben zu, „dein neuer Gott hat sich mächtiger erwiesen als mein alter. Wer weiß, ob ich nicht auch noch sein Diener werde! Aber höre und staune! Wir müssen mitfahren nach der Provinz Afrika. Mir gilt es ja gleich; eine kleine Hütte, einen Kahn und ein Netz finde ich wohl auch dort. Aber du armer Knabe, wie wirst du nun die ersehnte Heimat erreichen?“

„Ich habe sie schon erreicht“, erwiderte Siegmund mit tiefem Ernst. „Meine Heimat ist da, wo ich mehr und mehr von Jesu hören und durch die Taufe sein eigen werden kann. O guter Vater, mein Herz ist wunderbar verwandelt! Der Kampf, der so lange darin geherrscht hat, ist vorbei; süßer Friede ist eingezogen!“

„He, Knabe“, rief jetzt einer der Schiffsteute, „der Herr begehrt dich zu sprechen. Neige dich vor ihm; er ist ein gewaltiger Mann.“

Unter einem Zeltdach saß der Schiffsherr auf einem Kissen. Ein Buch und eine Schreibtafel lagen neben ihm. Mit dem feinen Anstand, den er in Klaudias Hause gelernt hatte, begrüßte ihn Siegmund.

„Setze dich zu mir, Kind“, gebot der Mann. „Sage mir, woher du kommst und was dich trieb, zum erstenmal, wie du sagst, den Heiland der Welt anzurufen.“

„O Herr“, erwiderte Siegmund, „es ist eine sehr lange Geschichte; sie begann schon vor vier Jahren. Soll ich sie wirklich ganz erzählen?“

„Wenn du Vertrauen zu mir hast, ja! Ich bin ein Christ; deine Geheimnisse sind sicher bei mir.“

„O, ein Geheimnis ist nicht dabei; nur hier drinnen in meinem Herzen ist vieles vorgegangen, was mir unbegreiflich ist.“

Und nun erzählte der Knabe, erst ruhig und bedächtig, dann immer feuriger, die Schicksale seines jungen Lebens. Die äußeren Ereignisse kurz und schlicht berichtend, verweilte er um so länger bei dem heftigen Zwiespalt, der in seiner Seele geherrscht, seit er zuerst aus Silvias Munde von Jesu gehört hatte.

„Es war“, so schloß er endlich, „als ob die alten Götter meines Volkes in meiner Brust gegen den neuen Gott kämpften; aber der neue ward immer mächtiger, und gestern siegte er endlich ganz! O wie still ist es in mir! Wie selig bin ich! Woher kommt das, Herr?“

„Es ist Gottes Gnade, mein Kind; aber es wird nicht so bleiben! Genieße es dankbar; aber scheue den Kampf nicht, wenn er von neuem beginnt. Mit Jesu wirst du immer siegen. Laß mich jetzt allein; betrachte das Schiff, bis ich dich wieder rufen lasse.“

„Dort liegt ein Buch, Herr“, sprach der Knabe zögernd. „Den ganzen Winter sah ich keins; erlaubst du, daß ich ein wenig darin lese?“

„Du kannst lesen? Das ist schön! Setze dich dort in den Schatten und lies, soviel du willst.“

Wie lange der Knabe so gelesen hatte, wußte er später nicht mehr. Das Buch war das Evangelium des Matthäus, und er las es mit glühendem Eifer, oft lange nachdenkend über einen kurzen Satz voll göttlicher Kraft und göttlicher Weisheit.

Der Schiffsherr aber ging indessen auf und nieder, in tiefe Gedanken versunken, und sein Blick ruhte zuweilen forschend auf dem schönen lesenden Knaben. Bald ward er abgerufen zu allerlei Geschäften; dann kam die Mittagsmahlzeit, und der Tag neigte sich zu Ende, ehe er Zeit fand, weiter mit dem jungen Gaste zu sprechen.

„Nun, mein Sohn“, begann er, „wie hast du die Zeit verbracht?“

„Ich habe viel gelesen, auch den Schiffsknechten ein wenig bei der Arbeit geholfen. Aber o, du sagtest

recht; der Kampf hier drinnen hat schon wieder begonnen.“ Mit tiefem Seufzen legte er die Hand auf die Brust.

„Wie? Bereit dich's schon, daß du dich Christo gelobt hast?“

„O nein, nein! Er ist der wahre Gott, das glaube ich fest. Ich möchte ihm so gern dienen, aber ach, ich kann nicht!“

„Warum nicht?“

„Es ist zu schwer! O Herr, in deinem Buche las ich die Worte: ‚Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.‘ Das kann ich nicht, nein, nimmer! Wie könnte ich die lieben, die meinen Vater erschlugen, die mich gefangen fortführten? Wie könnte ich die segnen, die die edle Klaudia mordeten? Das ist unmöglich!“

„Ja, mein Kind, dem menschlichen Herzen ist es unmöglich; aber wer sich Jesu ergibt, lernt es nach und nach ein wenig von ihm.“

„Ich weiß“, unterbrach ihn der Knabe, „die edle Silvia konnte es; sie tat denen wohl, die sie oft beleidigt hatten. Aber sie war eine Frau! Ich will ein Mann werden und kann es nicht. Mein Herz sträubt sich dagegen aus aller Macht!“

„Daraus erkenne, mein Sohn, daß du ein Sünder

bist. Sieh, diese Rachsucht, dieser Stolz und Zorn, das sind auch Sünden, die Jesus für dich gebüßt hat.“

„Wie tat er das?“

„Weißt du das noch nicht und willst doch ein Christ sein? Du hast noch viel, sehr viel zu lernen! Merke für heute nur dieses: Als Jesus litt und starb, trug er die Sünden der ganzen Welt, also auch die deinigen. Alle, die an ihn glauben, sind nun vor Gottes Augen rein und heilig, und gehen, wenn sie sterben, zum Himmel ein. Aber aus Liebe und Dankbarkeit gegen Gott bekämpfen sie nun die Sünde in ihrem Herzen und lassen sie nicht mehr herrschen. Verstehst du das?“

„Ja, Herr! Es gefiel mir nicht, daß Jesus sich gar nicht wehrte gegen seine Feinde. Ich scheute mich, Silvia darum zu fragen. Und doch war sein Leiden und Sterben das Allerbeste von allem, was er tat?“

„Ja, mein Sohn; es war das, wodurch wir selig werden.“

„O Herr, behalte mich doch eine Zeillang bei dir und lehre mich! Ich will dir gern dafür dienen. Von einem Manne werde ich besser lernen als von Frauen. Aber höre, ein Sklave werde ich nicht wieder; Klaudia schenkte mir die Freiheit!“

Der Schiffsherr lächelte: „Du sollst frei bleiben, mein Sohn! Ich werde für dich sorgen, denn du gefällst

mir. Jetzt beantworte mir einige Fragen. Hast du es ganz gewiß gesehen, daß dein Vater getölet ward?“

„O, nur zu gewiß!“

„Und wie wurdest du von der Mutter getrennt?“

„Ich lief neben dem bepackten Wagen, auf dem sie mit der Schwester saß; wir waren bei der Nachhut. Habgierige römische Soldaten verfolgten uns. Ich fiel über einen Stein; Flüchtende gingen über mich hin, und als ich mich endlich aufraffen konnte, packte mich schon einer der Verfolger beim Arm und schleppte mich fort.“

„Hast du Hoffnung, daß deine Mutter noch lebt?“

„Ja, Herr. Wohl fürchten germanische Frauen den Tod nicht; ja, sie suchen ihn sogar auf, wenn sie Witwen geworden sind. Aber ich weiß, um Liebtrauts willen wird die Mutter leben.“

„Liebtraut hieß dein Schwesterlein? Und welchen Namen trug die Mutter?“

„Sunhilde ward sie genannt. O Herr, warum sprichst du davon? O meine Mutter, mein Schwesterlein! Werden sie nimmer ins schöne Himmelreich kommen, weil sie Jesum nicht kennen?“

„Weine nicht, armer Knabe! Gottes Wege sind wunderbar, ja unaussprechlich wunderbar!“ Damit wandte er sich ab.

Siegmond aber sah ihn noch lange an der Brustwehr des Schiffes stehen, die Hände emporgehoben in stillem Gebet.

Bei heiterem Wetter und ruhiger See ging die Reise schnell und gut von statten. Täglich fand der Schiffsherr Zeit, mit dem Knaben zu sprechen und die vielen Fragen zu beantworten, die in dem jungen, feurigen Geist aufstiegen. Er erzählte ihm auch, daß er ein Kaufmann sei, und auf diesem Schiffe viel kostbare Waren nach Gallien gebracht und dagegen andere eingehandelt habe. „Nun aber will ich einige Zeit auf meinem schönen Landgut verleben, das nicht weit von der Stadt Karthago liegt. Du sollst mich dahin begleiten. Meine beiden Söhne sollen deine Freunde werden, und ich weiß, du wirst dort glücklich sein.“

„Habe Dank für deine Güte“, erwiderte Siegmund. „Aber lange kann ich nicht bei dir bleiben. Mir ist's diese Nacht so schwer aufs Herz gefallen, daß mein Volk nichts von Jesu weiß. Ich muß hin und ihnen die gute Botschaft bringen! Sie sollen alle, alle selig werden!“

Begeistert hatte der Knabe gesprochen, aber der Mann legte lächelnd die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Törichtes Kind! Lerne erst selbst, ehe du dich vermisest, andere zu lehren.“

Siegmond erröthete tief. Ach, es war nur allzu wahr! Er wußte noch sehr, sehr wenig. Aber er wollte lernen und sein großes Ziel im Auge behalten.

Endlich kam der frohe Tag, da die Schiffer jubelnd das Land begrüßten. Ein herrliches Ufer ward sichtbar, und ehe die Sonne sank, ließ das Schiff in den Hafen von Karthago ein. Unruhige Tage folgten. Waren wurden ausgeladen, Kaufleute kamen, um mit dem Schiffsherrn zu handeln; viel, viel Neues gab es zu sehen in der fremden Stadt. Heiß schien die Sonne am wolkenlosen Himmel und ließ Blumen blühen und Früchte reifen, die Siegmund noch nie gesehen hatte. Auch braune Männer sah er hier mit funkelnden Augen und langem schwarzen Haar. Sie waren in weiße Mäntel gehüllt und führten Kamele mit sich, hochbeladen mit Waren aus Nubien und Aegypten. Auch kohlschwarze Neger gab es mit wolligem Haar und in seltsamem funkelndem Schmuck. Wohl betrachtete sie der Knabe neugierig; aber o, wie freudig klopfte sein Herz, wenn er unter der Volksmenge einen blonden Kopf und ein blauäugiges Antlitz erblickte! Also auch hier gab es Leute seines Volkes, wenn auch nur wenige!

Von dem Fischer mußte er Abschied nehmen. Berufsgenossen hatten ihm eine Hütte am Meeresstrand verschafft; dort wollte er ruhig weiterleben wie

daheim. „Aber höre“, sprach er zu Siegmund: „Ich opfere dem Neptun kein Zicklein wieder! Das schöne weiße dauert mich noch. Wer weiß, ob ich nicht auch noch ein Christ werde!“

Endlich waren alle Geschäfte abgetan, und Siegmund saß mit seinem Beschützer in einem luftigen, durch Vorhänge vor den Sonnenstrahlen geschützten Wagen auf dem Wege zum Landgut.

„Wird deine Hausfrau mich armen Fremdling auch so freundlich aufnehmen wie du?“ fragte Siegmund nach langem Schweigen.

„Schon lange entbehrt mein Haus der Herrin und meine Söhne der Mutter“, erwiderte der Kaufmann traurig. „Fast drei Jahre sind vergangen, seit mein treues Weib am Fieber starb. Doch ist Gott sehr gnädig gewesen; er hat uns eine Dienerin zugeführt, die liebevoll für alles sorgt. Dich wird sie besonders wert halten, da sie germanischer Abkunft ist.“

„Wie kam sie in dies ferne Land?“ fragte der Knabe.

„Ich kaufte sie und ihr Töchterlein vor vier Jahren auf dem Sklavenmarkt einer italienischen Hafenstadt. Doch habe ich ihr längst die Freiheit geschenkt. Hochgeehrt waltet Frau Hanna in dem großen Haushalt, und die holde Kleine ist aller Liebling.“

Einen Augenblick war in Siegmunds Herzen ein Hoffnungsstrahl aufgeleuchtet. Wie, wenn diese beiden Sklavinnen Mutter und Schwesterlein wären? Der Gedanke war zu süß, zu entzückend, um wahr zu werden; der fremde Name tötete das Hoffen im Keim, und der Knabe versank in trübes Schweigen.

„Sieh, dort ist das Haus!“ rief sein Beschützer endlich. Da stand es auf sanfter Anhöhe; seine weißen Säulen glänzten durch das dunkle Grün der Palmen und Orangenbäume.

Nun führte der Weg durch herrliche Pflanzungen und Gärten, in denen viele Sklaven mit allerlei Arbeit beschäftigt waren. Aber jeder ließ auf eine Weile die Hände ruhen, um den freundlichen Herrn zu begrüßen, der für alle ein gutes Wort und ein kleines Lob hatte. Einige Knaben liefen indessen eilend dem Hause zu, um seine Ankunft zu melden. Der Wagen hielt, und die Reisenden schritten dem Tore zu, das in den Hof führte. Da sprangen die Söhne des Kaufmanns dem Vater jubelnd entgegen und hingen sich an seinen Hals.

„Wir hörten, daß das Schiff angekommen sei“, sprach der vierzehnjährige Paulus, „und wären so gern in die Stadt gefahren, dich zu begrüßen. Aber der Lehrer erlaubte es nicht; er meinte, es werde dich nur stören.“

„Er hatte sehr recht. Wenn ihr fleißig gelernt habt, sollt ihr nun einige freie Tage haben. Seht, ich bringe euch einen Gast mit! Nehmt ihn freundlich auf; er hat Schweres erlebt.“

Paulus reichte Siegmund die Hand und blickte ihn mit den dunklen Augen forschend an. „Sei mein Freund!“ sprach er endlich. „Dein Antlitz ist gut und klug; du gefällst mir.“

„Und mir auch!“ rief der viel kleinere Titus. „Ich habe einen bunten Papagei und ein possierliches Aeffchen, das viele Kunststücke kann. Da sollst du wieder lachen lernen; du blickst mir allzu ernst.“

Sie waren in den Hof getreten, wo ein großer Springbrunnen angenehme Kühle verbreitete. In der weiten säulengetragenen Vorhalle des Hauses hatten sich die Diener versammelt, um den Herrn zu begrüßen. In ihrer Mitte stand eine hohe Frauengestalt in schlichtem Gewande, das Haupt mit einem Schleiertuch bedeckt, nach Art der Witwen. Doch stahlen sich darunter ein paar helle, weiche Locken hervor, die das ernste Antlitz umspielten. Jetzt erhob sie das Haupt, und ihre Augen begegneten denen des jungen Gastes. Beide blieben stehen und blickten einander an, als sähen sie ein wunderbares Traumbild; dann aber flogen sie einander entgegen mit dem Rufe: „Siegmund, mein Sohn!“ „Meine Mutter!“

Weinend hielten sie einander umfaßt, alles um sich her vergessend.

Da hüpfte ein feines, etwa zehnjähriges Mägdlein herbei, um die Blumen, die es im Garten gepfückt hatte, dem Hausherrn zu bringen. Er neigte sich zu ihr nieder und sprach einige leise Worte. Verwundert sah sie ihn an, als könne sie der Rede kaum glauben, näherte sich dann zaghaft den beiden, zupfte Siegmund am Gewand und sprach: „Lieber Bruder, hier ist auch Liebtraut, dein Schwesterlein!“

Nun gab's ein neues, fröhliches Erkennen; denn Liebtrauts Antlitz trug nicht den Zug stiller Trauer wie das der Mutter, sondern strahlte in harmlosem Kindesglück.

„Man lasse die drei allein, dort auf der Bank unter den Bäumen“, gebot der Kaufmann. „Eilet, ihr Mägde, und rüflet die Mahlzeit! Frau Hanna und ihre Kinder sitzen heute mit mir zu Tische. Schmückt auch die Tafel aufs schönste und bringt einen Krug des besten Weines herbei; nicht wegen meiner Heimkehr, sondern weil der gültige Gott einer trauernden Witwe den edlen Sohn wiedergegeben hat.“

Gar still saßen die drei zusammen unter dem grünen Laubdach, nur dann und wann eine sanfte Liebkosung austauschend und einige Worte wechselnd

in der trauten, alten Muttersprache, die Liebtraut schon nicht mehr geläufig war.

„Sage mir nur eins, geliebte Mutter!“ bat Siegmund endlich. „Warum nennt man dich Hanna?“

„In der heiligen Taufe gab man mir diesen Namen“, sprach die Mutter zögernd. „O mein Sohn, wirst du mich weniger lieben, vielleicht gar hassen, wenn du hörst, daß ich eine Christin bin?“

„Nicht weniger, tausendmal mehr liebe ich dich!“ rief der Knabe. „Denn auch ich glaube an den Sohn Gottes und sage ab Wodan und allen falschen Göttern!“

„Still!“ flüsterte die Mutter. „Nenne die alten Götter nicht vor Liebtrauts Ohren; sie soll sie vergessen, damit ihr der Kampf erspart bleibt, den ich und wohl auch du durchkämpfen mußtest. O mein Sohn! In welchem Jammer, in welcher Verzweiflung ich war, als man mich hierherbrachte, das ahnst du kaum! Leben mochte ich nicht, seit ich deinen Vater sterben sah; den Tod durfte ich nicht suchen um des Kindes willen! Du warst mir genommen, du, mein Stolz, meine Hoffnung, der einzige Ersatz für den gefallenen Helden! Und siehe, schon nach zwei kurzen Jahren war mein ganzes Herz verwandelt. Jesus, der den Sturm auf dem Meere stillte, hat ihn auch in meiner Seele gestillt. Die Gemahlin des Hausherrn war es, die mich zum Glauben führte, mit unfäglicher

Geduld und Sanftmut, viel weniger durch Worte als durch ihr ganzes Wesen! Und als sie vor zwei Jahren ins Himmelreich einging, war das Werk vollendet. Aus der verzweifelnden Gunhilde war eine stille Hanna geworden.“

„Auch ich hörte die frohe Botschaft von Jesu zuerst aus dem Munde zarter Frauen. Ach, meine Mutter! Eines grausamen Todes mußten sie beide sterben, denen ich das Heil verdanke. Später erzählen wir uns dies alles. Heute wollen wir uns nur der Wiedervereinigung freuen.“

War schon das Leben in Silvias Hause lieblich gewesen, so war es doch hier noch viel, viel schöner. Noch einmal durfte Siegmund zu dem frischen, fröhlichen Knabenleben zurückkehren, das er als verwöhnter Günstling vornehmer Frauen zuweilen schmerzlich vermißt hatte. Vom ersten Tage an hielten ihn Paulus und Titus wie einen Bruder, und er theilte Arbeit und Erholung mit ihnen. Es war echte, strenge Arbeit; denn täglich kam ein gelehrter Mann aus der Stadt gefahren, um die Knaben in allerlei weltliche Wissenschaft einzuführen. Siegmund merkte bald, daß er kaum so viel wußte wie der kleine Titus, und studierte mit eisernem Fleiß und gutem Erfolg. Gar lieblich waren die Stunden, da die drei Knaben mit Liebtraut zu Füßen des Hausvaters saßen, um von

ihm das Wort Gottes zu lernen. Dann war auch Frau Hanna dabei, eifrig die Spindel drehend und noch eifriger zuhörend.

Dennoch gab es noch Erholungszeit genug, wo die Knaben sich im Laufen und Springen, im Fechten und Bogenschießen übten und allerlei Kurzweil trieben. Aber das Allerbeste brachte der Abend. Nicht weit vom Hause stand unter schattigen Bäumen eine geräumige Hütte. Diese gab der Hausherr Frau Hanna zur Wohnung, damit sie nach des Tages Arbeit mit ihren Kindern allein sei, ungestört durch die übrige Dienerschaft. Wohnlich und zierlich ward das Häuschen eingerichtet, erinnerte aber doch durch seine Einfachheit ein wenig an die traute Heimat im deutschen Walde.

Auf dem Bänkchen vor der Thür sitzend, verlebten Mutter und Kinder glückselige Stunden, erzählten einander ihre Erlebnisse und öffneten rückhaltlos ihre Herzen. Wenn aber Siegmund auf seinem Lager ruhte, ward der Vorhang, der es umgab, oft noch einmal zurückgeschlagen, und das holde Mutterankitz beugte sich über ihn, wie ehemals, als er auf rauhem Wolfsfell lag.

Herrliche Tage waren es, wenn alle Gläubigen des großen Haushaltes — es waren ihrer sehr viele — zu Fuß und zu Wagen nach der Stadt zogen, um in dem großen schön geschmückten Bethause dem

Gottesdienst beizuwohnen. Erst in späteren Jahren wüthete die Verfolgung auch hier; jetzt durfte man sich noch im Frieden versammeln. Bald konnte Siegmund einstimmen in die Psalmen und lieblichen Lieder; und von der Predigt des ehrwürdigen Bischofs wußte er stets mehr wiederzuerzählen als Paulus und Titus. Sein ganzes Herz sehnte sich, bald völlig aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der Christen. Und endlich kam der selige Tag, wo er mit lauter, fester Stimme seinen Glauben bekennen und die Taufe empfangen durfte. Als man ihm aber das weiße Taufkleid überwarf, strömten heiße Tränen über seine Wangen; denn er gedachte der edlen Frau, die sich des Verlassenen so liebevoll angenommen hatte, und der das Taufkleid zugleich das Sterbekleid gewesen war.

Nun brauchte er nicht mehr mit den Ungetauften hinauszugehen, wenn der Bischof sprach: *Concia missa est* (die Versammlung ist entlassen). Nein, er durfte mit niederknien und in tieffler Andacht den Leib und das Blut des Herrn empfangen zur Vergebung der Sünden.

O wie beseligte ihn das! Wie stärkte es ihn immer von neuem im Kampfe gegen die Sünde! Denn ach, sie war mächtig in seiner kräftigen Natur! Zorn, Haß, Ehrgeiz und Rachsucht, die man ihm in früher Kindheit als edle männliche Eigenschaften

gerühmt hatte, regten sich noch oft in seiner Seele. Ja, sogar die Gestalten der alten Götter erschienen ihm noch zuweilen herrlich und mächtig, so daß er, von heißer Angst befallen, sich zur Mutter flüchtete. Bei ihr fand er stets Verständnis, Trost und Frieden, denn sie hatte Aehnliches durchgekämpft wie er. —

Viele Jahre waren vergangen. Der fromme Kaufherr hatte noch manche weite Reise gemacht zu Wasser und zu Lande. Nun aber war sein Haar ergraut und seine Kraft erlahmt; er lebte ruhig im schönen Landhause. Paulus war an seine Stelle getreten, und unter seiner Hand mehrte sich der Reichthum. Er hatte Liebtraut zum Ehegemahl erwählt, die nun als milde Herrin in dem großen Haushalt waltete, treu beraten von der lieben Mutter. Diese sah ihre größte Lust an zwei holden Enkelkindern; der Knabe blond und blauäugig wie die Mutter, das Mägdlein schlank, dunkel und fein wie der Vater.

Titus, von klein auf etwas unruhigen Sinnes, hatte die Heimat verlassen, um ins römische Heer zu treten. Nun führte er eine Schar Soldaten an, die alle Christen waren, und man sagte, ihnen sei mancher Sieg zu verdanken.

Noch immer wanderten die Hausgenossen fleißig zum Gottesdienst in die Stadt. So oft nun statt des Bischofs der junge Diakon, ein hochgewachsener

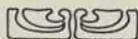
blondhaariger Mann, den Predigstuhl betrat, flog heller Freudenschein über Frau Hannas Gesicht; denn niemals klang ihrem Herzen das Wort Gottes süßer, als wenn es der geliebte Sohn verkündigte.

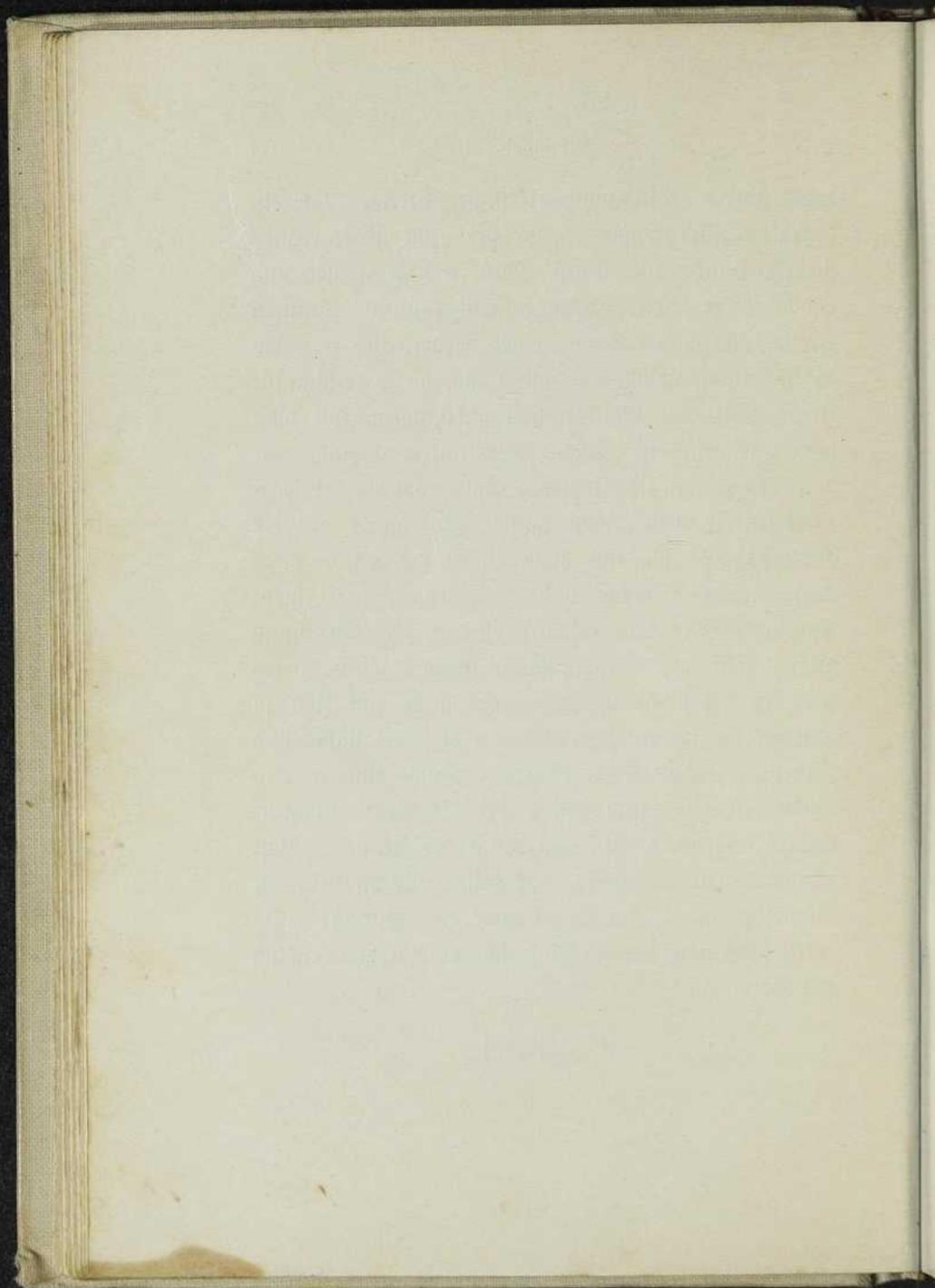
Jahrelang hatte der feurige, reichbegabte Sün-
gling gehofft, hinziehen zu dürfen in die dunklen Wälder
seines Vaterlandes, um seinem Volke das Heil in
Christo zu bringen. Aber nach und nach, als sein
Geist reifer und ruhiger ward, hatte er eingesehen, daß
die Zeit der Heimfuchung für das Land der Germanen
noch nicht gekommen sei. Immer neue blutige Kriege,
stetes Wechseln der Wohnstätten bei wildem Troß und
ungebeugtem Mut verhinderten für jezt noch den Ein-
zug des Friedesfürsten.

Hier in seiner neuen Heimat aber hatte sich das
Christentum mehr und mehr ausgebreitet und stand in
herrlicher Blüte. O wie mußte er Gott danken, der ihn,
den armen Flüchtling, gewürdigt hatte, sein Diener zu
werden! Unermülich arbeitete er in seinem schweren
Amt. Er lehrte die Unwissenden, tröstete die Traurigen,
pflegte die Kranken und sorgte für die Armen. Mit
warmer Liebe umfaßte er sie alle; aber die Blonden
und Blauäugigen seiner Herde schloß er am meisten
ins Herz, wenn es auch nur arme Sklaven waren.

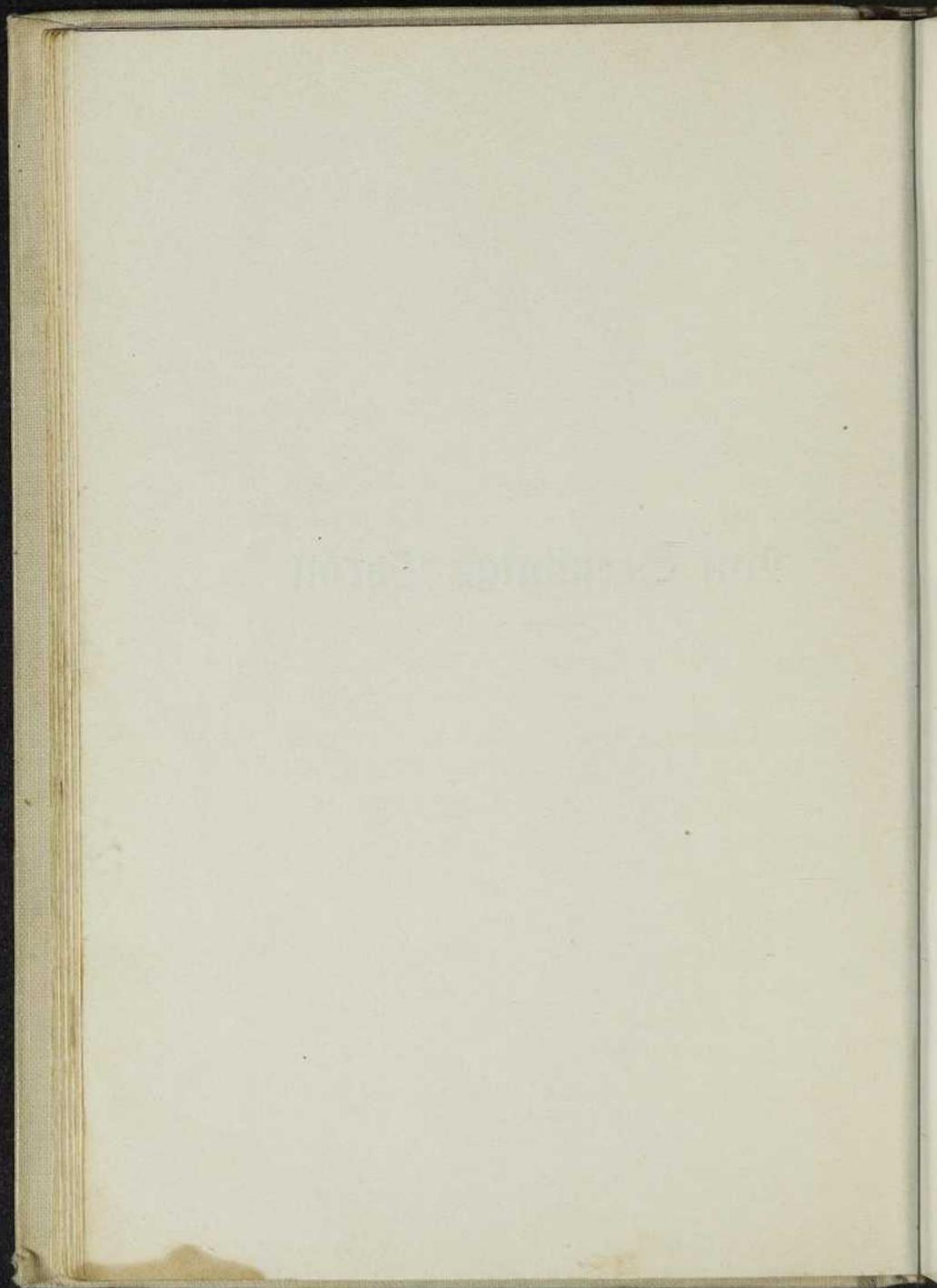
Nach Jahren ruhiger, gesegneter Arbeit kam auch
für ihn eine Zeit des Leidens, denn schwere Verfolgung

brach über die afrikanischen Christen herein. Wie ein gehektes Wild mußte er vor der Wut seiner Feinde fliehen, Hunger und Durst, Wunden und Qualen und endlich lange, schwere Gefangenschaft erdulden. Dennoch erreichte ihn Gottes Hand immer wieder, und er nahm die Befreiung an mit Lob und Dank, da er es nicht für richtig hielt, das Märtyrertum aufzusuchen, wie viele seiner Zeitgenossen. Aller Schwärmerei abhold, war ihm das Leben eine kostbare Gabe Gottes, die wegzuworfen er kein Recht hatte. So diente er dem Himmelsherrn bis ins hohe Alter und erlebte noch Tage neuen Friedens und Gedeihens der Christengemeinden. Er war einsam geblieben, ohne Weib und Kind; nicht aus eigener Wahl, sondern durch Gottes Fügung. Köstliche Ruhelage genoß er von Zeit zu Zeit im Hause der Schwester, um die sich Kinder und Enkel in inniger Liebe scharten. Dann ging er gern hinaus zum Begräbnisplatz der Christen; Blumenkränze tragend, folgten ihm einige der Kleinen. Dort schmückten sie ein Grab, auf dessen Marmorstein der Name „Hanna“ stand; darunter der Spruch: „Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an.“





Auf Seekönigs Thron



Es waren einmal zwei schöne, muntere Knaben, die hießen Walter und Norman. Sie wohnten in einem alten Schloß, das im südöstlichen Schottland am hohen Meeresufer stand und aus dessen Bogensfenstern man weit hinausblicken konnte über die schäumenden Wellen. Es gehörte Herrn Fergus Lowell, Walters Vater. Normans Eltern waren auch vornehme schottische Edelleute gewesen; man konnte an klaren Tagen die Thürme ihres stattlichen Herrenhauses über dem Walde emporragen sehen. Aber als Norman erst vier Jahre alt war, waren ihm Vater und Mutter schnell hintereinander an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Der arme Kleine wußte es nicht, da man ihn nicht zu den Kranken lassen durfte. Er war mit seiner Wärterin in der Kinderstube und wartete sehnsüchtig auf den Tag, da er die lieben Eltern wiedersehen würde.

Da kam einmal Herr Fergus, der beste Freund von Normans Vater, setzte den Kleinen vor sich aufs Pferd und nahm ihn mit heim auf sein Schloß zu

Walter und seinem Schwesterchen Flora. Norman war schon oft dort gewesen, hatte auch mehrmals einige Tage dort zugebracht; darum spielte er fröhlich mit den kleinen Gefährten, ohne zu ahnen, welch großes Unglück ihn betroffen hatte.

Am dritten Abend aber schmiegte er sein Köpfchen in den Schoß der Tante und bat: „Bring mich doch nun wieder heim zu Vater und Mutter! Ich hab' sie so lang, ach, so lang nicht gesehen! Sind sie denn immer noch krank?“

„Nein, Herzenskind, sie sind ganz gesund und sehr, sehr glücklich. Aber zu ihnen bringen kann ich dich nicht; sie sind nicht daheim.“

„Sind sie in Edinburg? Bringen sie mir was Schönes mit?“

„O nein! Sie sind viel, viel weiter weg.“

„Ach Tante, du weinst ja! Sieh, diese Träne fiel auf meine Hand. O, sage mir, sage mir, wo sind Vater und Mutter?“

Da drückte die gute Frau das verwaiste Kind an die Brust und sprach:

„Ach Norman! Vater und lieb Mütterlein waren so sehr krank und litten große Schmerzen; auch konnte ihnen kein Arzt mehr helfen. Da hat Gott schöne, lichte Engel geschickt, die haben sie hinaufgetragen in den Himmel. Dort sind sie nun ganz

gesund, schauen den lieben Heiland und singen ihm süße, herrliche Lieder.“

„So will ich auch hinauf zu ihnen; heute noch will ich hinauf! Ich sehne mich nach ihnen, o so sehr!“

„Du mußt warten, bis Gott dich holen läßt. Bleibe nur fromm, dann kommst du ganz gewiß zu ihnen. Aber jetzt mußt du schlafen; ich trage dich in dein Bettchen. Sieh, ich habe dich ebenso lieb wie meinen Walter; bleibe nur jetzt bei uns, solange Gott es will.“

Norman ließ sich zu Bett bringen, denn er war sanfter, fügsamer Gemütes. Aber an diesem und noch an manchem Abend befete er inbrünstig, Gott möge ihn doch nun endlich hinaufholen zu Vater und Mutter. Weil er aber noch so sehr jung und klein war, und an Walter und Flora so lustige Gespielen hatte, wurde er nach und nach wieder fröhlich und fühlte sich endlich ganz daheim auf dem Schlosse.

Dennoch sorgten Onkel und Tante in zarter Weise dafür, daß er seine Eltern nicht vergesse. Als er ein wenig heranwuchs, nahm ihn Herr Fergus oft mit, wenn er das Besitztum des verstorbenen Freundes besuchte, um nachzusehen, ob alles wohl verwaltet werde.

„Sieh, Norman“, sprach er, „dies schöne Haus, diese Gärten und Felder, ja das ganze Dorf dort im Tale ist dein Eigentum. Alle die Leute, die dich

hier so freundlich grüßen, werden einst deinem Wort gehorchen.“

„Dann werde ich reich und mächtig sein; nicht wahr, Onkel?“ fragte der Knabe mit leuchtenden Augen.

„Gewiß! Aber weißt du auch, wozu dir Gott Reichthum und Macht geben will?“

Norman dachte ein wenig nach, dann erwiderte er fest: „Daß ich alle glücklich machen soll, die mir untertan sind.“

„Gott segne dich, mein Kind! Du hast recht geantwortet. Lerne nur recht fleißig, und bitte Gott um Weisheit; denn es ist nicht leicht, eine Landschaft zu regieren.“

Sedenfalls wollte Norman jetzt schon anfangen, seine Untertanen glücklich zu machen. Darum sparte er sich Äpfel und Zuckerwerk am Munde ab, um seine Dorfkinder damit zu erfreuen; und jedes kleine Geldstück, das ihm der Onkel schenkte, wanderte in irgend-eine ärmliche Hütte seines Gebietes.

Daselbe zarte, selbstlose Gemüt zeigte er auch im Verkehr mit Walter, der viel stämmiger und schneller heranwuchs als er. Trotz ihrer großen Verschiedenheit liebten die Knaben einander wie Brüder. Walters liebstes Spiel war der Krieg. Die beiden suchten manch heißen Kampf aus mit den hölzernen Schwertern, die ihnen ein alter Diener geschnitten hatte. Obgleich

Walter der Stärkere war, blieb doch der Sieg nicht immer auf seiner Seite. Sehr oft gelang es dem klugen, gewandten Norman, seinem stürmischen Gegner die Waffe aus der Hand zu schlagen oder ihn durch einen geschickten Stoß zu Fall zu bringen. Dann aber ließ er sich gern absichtlich überwinden, um den gekränkten Feind wieder zu versöhnen.

Die Knaben waren noch sehr jung, als ihnen der Vater hübsche kleine Pferdchen schenkte, Walter ein schwarzes, Norman ein hellbraunes. Bald saßen sie so fest im Sattel wie alte Husaren und trabten nach Herzenslust in dem weiten schattigen Park umher, der sich hinter dem Schlosse fast bis zum Waldesrand hinzog. Auf den weiten Grasplätzen tummelte sich den ganzen Sommer lang die Kinderschar des Schlosses, die sich schnell vermehrte, da nach und nach noch drei Schwesterlein geboren wurden. Walter aber blieb der einzige Sohn.

Im Winter gab es drinnen im großen Kinderzimmer andere Spiele. Da verschmähte es Norman gar nicht, zärtlicher Puppenvater zu sein; auch verstand er gar lieblich, mit den Kleinsten umzugehen und sie ruhig zu erhalten. Walter dagegen taugte höchstens zum Kutscher oder Reitpferd für die kleine Gesellschaft, und oft genug brach er als Räuber oder wilder Hochländer in die gemüthliche Puppenwirtschaft ein, alles umreißend und in die Flucht jagend.

Nach und nach wurde die Spielzeit etwas beschränkt; die Knaben mußten beim Vater lesen, schreiben und rechnen lernen, wobei es für Walter viel Kopfnüsse kostete. Die Mutter erzählte ihnen die heilige Geschichte und lehrte sie Sprüche und geistliche Lieder.

Endlich schien es jedoch an der Zeit, die Jungen anhaltender und ernster zu beschäftigen; auch paßte besonders der stürmische Walter nicht mehr recht in die Kinderstube, und machte in Abwesenheit der Mutter der alten Wärterin oft genug das Leben sauer. Der Vater wünschte, den Knaben eine gute Ausbildung zu geben; ja, sie sollten sogar die alten Sprachen lernen, von denen er selbst nichts verstand. „Die Zeit ist vorbei“, sprach er, „wo der der beste Mann war, der das Schwert am kühnsten zu führen vermochte. Gottlob! Unser armes Land hat nun Frieden, und es gilt endlich, auch die Künste des Friedens zu pflegen.“

Als der Herbst gekommen, und der lange, kalte Winter nicht mehr fern war, ritt Herr Fergus nach Edinburg, um einen wohlunterrichteten Mann zu suchen, der Lust hätte, ihn auf sein Schloß zu begleiten und die Ausbildung der Knaben zu übernehmen.

Während seiner Abwesenheit tobte sich Walter noch nach Herzenslust aus; Norman aber ordnete immer von neuem seine wenigen Bücher, übte sich im Schreiben und Rechnen und wartete begierig

der Wunderdinge, die ihn der hochstudierte Mann lehren werde.

Walter sah den heimkehrenden Vater zuerst, als er sich auf seinem Pferdchen im Park tummelte.

„Wo hast du denn den Lehrer?“ rief er, ihm entgegentrabend.

„Der kommt übermorgen mit der Postkutsche; er kann nicht reiten.“

„Nicht reiten! Und will ein Lehrer sein?“ rief der Junge lachend und sein Kößlein zu den übermütigsten Sprüngen anspornend. „Da ist er ja gar kein Mann! Mit dem will ich schon fertig werden!“

Feuerrot wurde der kleine Bengel, als diese übermütige Rede ihm entschlüpfte war. „Gut, daß wir zu Pferde sitzen“, dachte er, „sonst setzte es jetzt etwas über die Ohren.“

Aber der Vater blieb ganz ruhig, schwieg eine Weile und sagte dann: „Was du eben sagtest, war so dumm, daß es keiner Antwort wert ist. Ich hätte dich doch für verständiger gehalten! Euer künftiger Lehrer ist klein und zart von Leibe, hat aber den edelsten Geist und das liebreichste, wärmste Herz, das ich je bei einem Manne seines Standes gefunden habe. Es wird ihm viel Mühe machen, euch unwissende Knaben zu unterrichten und besonders in deinen harten Kopf etwas Gelehrsamkeit zu bringen. Gehorcht du

ihm und gibst du dir Mühe, etwas zu lernen, so wird er dich schnell lieb gewinnen, und auch ich werde mich freuen und dir viel Freiheit gönnen nach der Arbeit. Betrübst du aber den guten Mann, der ganz einsam in der Welt steht, durch Trotz und Trägheit, so begehst du eine schändliche, unmännliche Handlung und erzürnst nicht nur mich, sondern auch den heiligen Gott. Nun besinne dich, wie du ‚mit ihm fertig werden‘ willst.“

So lange und so ernst hatte der Vater noch nie zu dem Jungen gesprochen. Gesenktes Hauptes ritt dieser neben ihm, ließ die Zügel herabhängen, und ein paar große Tränen rollten über seine Wangen; etwas sehr, sehr Seltenes bei ihm.

Endlich kam ganz leise heraus: „Vergib mir, Vater! Ich will fleißig und gehorsam sein; ja, ganz gewiß!“

„Es ist gut; ich vertraue dir. Hältst du Wort, so wirst du mit Gottes Hilfe ein Mann werden, der mehr kann als reiten.“ —

„Hast du gefunden, was du suchtest?“ fragte die Mutter, als sie mit dem heimgekehrten Gatten allein war.

„Gerade wie ich es wünschte. Magister Larkins ist schon ein ältlicher Mann. Früh verwaisst, hat er unter großen Entbehrungen studiert, und stets die besten, ja sogar glänzende Zeugnisse davongetragen. Aufrichtig frommen Gemütes, wäre er gern Prediger geworden,

arbeitete auch die klarsten, herzergreifendsten Vorträge aus; aber halten konnte er sie leider nicht.“

„Et, warum denn nicht?“

„Eine unüberwindliche Schüchternheit hinderte ihn daran; auch ist seine Stimme zu schwach, eine Kirche zu füllen. Nach einigen mißglückten Versuchen nahm er eine Lehrerstelle an der großen Knabenschule an, konnte aber leider die wilde Bubenherde nicht im Zaum halten. Wohl schwärmten einige edelgesinnte Schüler für ihn; die meisten aber tanzten ihm, wie man so sagt, auf der Nase herum.“

„Und ihm willst du unseren Wildfang anvertrauen?“

„Gewiß; höre mich nur zu Ende! Seit einer Reihe von Jahren hat Herr Larkins nur Privatunterricht erteilt, und zwar mit dem besten Erfolg. Ueberall hat er die Herzen seiner Schüler gewonnen, und ich hoffe gewiß, daß auch Walter ihm bald gut sein wird. Walter ist wild und übermüthig, aber nicht roh und herzlos.“

Die Mutter war nicht ganz überzeugt, doch schwieg sie und bereitete alles zur Aufnahme des neuen Hausgenossen.

Da Magister Larkins um ein stilles Zimmer gebeten hatte, wurde eine entlegene Erkerstube sehr freundlich für ihn eingerichtet, auch ein großer, uralter

Schrank mit vielen Fächern hineingestellt, da sein Reichthum einzig und allein in Büchern bestand. Sein Schlafkämmerchen und ein geräumiges Zimmer für die Knaben lagen daneben.

Als es Zeit war, den Magister abzuholen, wurden zwei kräftige Knechte mit einem Schubkarren hinunter zum Wegweiser an der Dorfsstraße geschickt, wo die alte wacklige Postkutsche zu halten pflegte. Die Knaben liefen mit, ihren Lehrer zu empfangen, und alle andern Hausgenossen schauten neugierig nach dem gelehrten Herrn aus.

Zuerst keuchten die Knechte mühsam die Anhöhe hinauf, abwechselnd den Karren schiebend, auf dem eine riesengroße Bücherkiste stand. Daneben lag ein unscheinbares Reisetaschchen, das wohl alle übrigen Habseligkeiten des Magisters enthielt!

Und jetzt kamen die Knaben, ein kleines, dürres Männlein in langem fadenscheinigen Rock zwischen sich führend, offenbar schon ganz gut Freund mit ihm. Walter ließ seine Hand los, sprang zum Vater hin und rief: „Er ist gut; wir haben ihn schon lieb! Ich will gern bei ihm lernen!“

Ja, wer sollte diesen Mann nicht liebhaben? Schön war er nicht, mager und dürftig von Gestalt; man sah es ihm an, daß er sein Leben lang zu viel studiert und zu wenig gegessen hatte. Aber welch eine

Welt von Herzengüte leuchtete aus diesen wunderbar ausdrucksvollen Augen! Und eine Welt von Weisheit schien hinter der hohen, edelgeformten Stirn verborgen zu sein. Ungeschickt verbeugte er sich vor dem Schloßherrn und seiner Frau und sprach mit schwacher, aber wohlklingender Stimme:

„Seid begrüßt, edler Herr und hohe Frau! Wahrlich, es ist ein Großes, daß Sie mir die Erziehung dieser lieben Knaben anvertrauen. Aber mit Gottes Hilfe will ich versuchen, ihren Geist mit Wissenschaft, ihr Gemüt aber mit der Furcht des Herrn zu erfüllen, die aller Weisheit Anfang ist.“

Redlich hielt der gute Mann, was er versprochen hatte. Er mußte ein überaus geschickter Lehrer sein, denn Normans Fortschritte waren überraschend, und auch Walter, der das Lernen bisher als notwendiges Uebel betrachtet hatte, fing an, Geschmack an den Büchern zu finden. Gegen das Lateinische murrte er freilich oft ein wenig und fand es sehr überflüssig, dagegen begeisterte ihn der Geschichtsunterricht, auf den der Magister besonderen Wert legte. Gern hätten die Eltern auch einmal gehört, wie herrlich er zu erzählen wußte; aber sobald ein Erwachsener zugegen war, stockte der lebendige Redesluß des schüchternen Mannes.

Zu den Mahlzeiten erschien er bescheiden und schweigsam am Familientisch, verließ aber sonst sein

Zimmer so selten, daß die Mägde es eilig reinigen mußten, während er bei Tische saß.

Im Anfang hatte er freilich geglaubt, seine Schüler auch während der Freistunden beaufsichtigen zu müssen, und war mit ihnen hinaus in den herbftlichen Park gegangen. Aber schon am zweiten Tage kam er händeringend und atemlos auf den Hof gelaufen und rief mit kläglichcr Stimme: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Bringt Reitern mit! O rettet, rettet die herrlichen Kinder!“

Eilend lief er zurück, dem wildesten Teile des Parkes zu; und nicht nur die Hälfte der Dienerschaft, sondern auch Herr Fergus und seine Frau folgten ihm in banger Sorge. Desto herzlicher lachten alle, als sie merkten, was den kleinen Herrn in solche Angst versetzt hatte. „Da, da!“ rief er, schon von weitem in den Wipfel eines hohen Baumes zeigend, wo sich die beiden Jungen behaglich in den buntbelaubten Nestern schaukelten.

„Marsch herunter, ihr wilden Katzen!“ rief der Vater; und so geschickt, als wären sie wirklich geschmeidige Käzchen, rutschten die Buben von Ast zu Ast und standen bald unverfehrt vor dem geängsteten Lehrer.

„Packt euch hinein“, gebot der Vater streng, „und verlaßt euer Zimmer heute nicht mehr! Wie konnlet ihr Herrn Parkins so ängstigen? Sobald ihr merket, daß er in Sorge um euch war, hättet ihr sofort herabkommen müssen.“

Etwas verwundert gehorchten die Knaben. Wie oft hatte der Vater ihren Kletterübungen zugesehen, ja sie selbst dazu ermuntert!

Indessen beruhigte Herr Fergus den kleinen Gelehrten aufs freundlichste. „Mein lieber Magister“, sprach er, „Sie sind hier, die Jungen zu unterrichten, nicht aber, ihnen auf Schritt und Tritt nachzulaufen. Knaben, die man fortwährend gängelt, werden nie rechte Männer. Wenn die Stunden beendet und die Aufgaben gelernt sind, sind Sie frei und die Buben auch. Ist's Ihnen so recht?“

„Vollkommen!“ rief der kleine Mann, sichtlich erleichtert. „Gottes Engel werden ja die Kinder besser behüten, als ich es vermag.“

Während des Winters, der bald darauf eintrat, widmete der Magister sich ganz seinen Büchern. Als es aber wieder Frühling wurde, lockte ihn der warme Sonnenschein zuweilen hinaus, und er saß lesend auf einer Bank im Hofe oder im Blumengärtchen.

Nie in seinem armen Leben hatte er erfrischende Landluft geatmet, nie zwischen Bäumen und Blumen wandeln dürfen. Es kam ihm vor, als sei er ins Paradies versetzt! Auch an freundlichen Englein fehlte es nicht, denn Walters kleine weißgekleidete Schwesterchen saßen bald Vertrauen zu dem stillen, sinnigen Manne, brachten ihm Blumen und Beeren,

lehnten sich an seine Knie und ließen sich viel Schönes von ihm erzählen.

Die Knaben genossen indessen ihre Freiheit in vollen Zügen. Bisher waren sie auf den Park beschränkt gewesen; bald aber wurde ihnen erlaubt, bis zu einer gewissen Grenze den Wald zu durchstreifen, und endlich durften sie sogar allein zum Meeresstrand hinabsteigen, wo sie bisher nur in Begleitung des Vaters gewesen waren.

War es im Walde schön, so war es am Meeresufer noch herrlicher. Zur Ebbezeit bauten sie Burgen im Ufersand, suchten bunte Steine, Muscheln und allerlei merkwürdig gestaltete Seethiere. Trat die Flut ein, so entflohen sie jauchzend vor den neckischen Wellen, die ihre Füße bespülten, und sahen von sicherer Höhe dem Steigen des Wassers zu. BERN besuchten sie auch den Fischer, dessen Hütte so nahe am Strande stand, daß die Flut zuweilen bis zur Türschwelle stieg; weiter war sie seit Menschengedenken nicht gekommen. Oft nahm sie der Alte mit in seinen Kahn, lehrte sie die Ruder handhaben und das Steuer regieren, und erzählte manch seltsame, schauerliche Seegeschichte.

Aber ein Vergnügen gab es, das wenigstens für Walter alles andere übertraf. Nicht weit von der sanften Anhöhe, auf der das Schloß sich erhob, ward das Meeresufer steiler und steiniger, bis es endlich in

eine fast senkrecht emporsteigende kahle Felswand auslief, die sich sehr weit am Strande hinstreckte. In ihren Löchern und auf ihren Vorsprüngen bauten sich alljährlich ganze Scharen von Seevögeln die Nester, und flogen mit lautem, seltsamen Geschrei ab und zu, um ihre stets hungrigen Jungen zu füttern. Gar zu gern kletterten die Knaben an dieser Wand herum, beobachteten die Seevögel, tranken hie und da ein paar Eier aus, und saßen schwärmend und Zukunftspläne schmiedend in einer der vielen kleinen Höhlen, die der Fels bildete.

Gern hätte die Mutter dies immerhin gefährliche Vergnügen verboten; der Vater aber meinte, er sei selbst ebensoviel, ja noch mehr an dieser Wand herumgeklettert. Es sei weit weniger gefährlich, als es aussehe, da man überall festen Fuß fassen und sich anhalten könne. „Sie werden schon selbst merken, wie hoch sie sich wagen können“, sprach er; „auf Seekönigs Thron werden sie sobald nicht kommen.“

Ach ja, auf Seekönigs Thron zu gelangen war Walters sehnllicher Wunsch; und als er einst Allan, den barsüßigen Sohn des Fischers, stolz oben stehen und triumphierend seine Mühe schwenken sah, weinte er bittere Tränen des Verdrusses. Allan war freilich mehrere Jahre älter als er; aber ihm, dem Herrensohn, hätte doch die Ehre gebührt, dort oben zu stehen!

Seekönigs Thron, dies vielerstrebte Ziel kletterlustiger Buben, war eine breite Platte hoch oben an der Felswand. Unter und über ihr erschien diese so glatt, als könne niemand dort Fuß fassen. Nur die wagehalsigsten, geübtesten Kletterer der Umgegend kannten die von unten kaum sichtbaren Risse und Vorsprünge, die den Aufstieg ermöglichten. Rechts und links von der Platte erhoben sich zwei säulenartige Felsstücke, so regelmäßig geformt, als habe Menschenhand sie gemeißelt. So sah das Ganze einem Thron nicht unähnlich; und die Alten des Dorfes erzählten, vor vielen hundert Jahren habe der Seekönig darauf gefessen, wenn er Gericht hielt, oder die Beute austeilte, die seine kühnen Seefahrer aus fernen Ländern mitbrachten.

„Aber wie ist er denn hinaufgekommen und wieder herunter?“ fragte Walter, als er die seltsame Mär zum erstenmal vom Fischer hörte.

„Und wie konnte er Beute austeilen von solcher Höhe herab?“ fügte Norman hinzu.

„Ihr fragt recht klug und doch recht dumm“, brummte der Alte. „Damals war der Strand ganz anders gestaltet als jetzt. Das Meer lag viel weiter zurück, und zwischen ihm und der Felswand befand sich fruchtbares Land, das sanft anstieg bis etwa zwei Fuß unter dem Thron. Auf diesem Landstrich stand

die Stadt des Seekönigs. Weil aber seine Männer auf ihren Fahrten so viel raubten, mordeten und allerlei Grausamkeit begingen, wurde Gott zornig und schickte endlich eine furchtbare Sturmflut, die die ganze Stadt verschlang und den Grund wegspülte. Als die wilden Wogen sich beruhigt hatten, war nichts zu sehen als eine hohe starre Felswand und der Streifen sandigen Bodens zu ihren Füßen. Der bleibt seitdem immer trocken, wie ihr wißt; auch die höchste Flut hat ihn nie überschwemmt. Dennoch ist ihr nicht ganz zu frauen; sie kann wohl noch einmal höher steigen.“

„Ich denke nicht“, erwiderte Waller; „jetzt raubt und mordet hier niemand mehr.“

„Das mag wohl sein! Aber mancher geht den Strand entlang mit heimlichem Haß und Groll, wohl gar mit Lüge und Falschheit im Herzen. Das ist ebenso schlimm.“ —

Die Zeit verging, und die Knaben standen im vierzehnten Jahre. Waller war so stark und hochgewachsen, daß man ihn wohl für noch älter halten konnte; Norman reichte ihm nur bis zur Schulter und war zart und fein gebaut.

„Klein am Körper, groß am Geist“, pflegte der Magister zu sagen, wenn man ihn nach den Fortschritten seines Lieblings fragte. „Es ist eine Wonne“, fuhr er begeistert fort, „solch ein Talent zu bilden!

Das Lateinische hat er nun so gut gefaßt, daß ich gern mit dem Griechischen begönne; doch fürchte ich, Walters Sinn wird sich dagegen empören. Er tut seine Pflicht, aber nie mehr als diese; und stürmt dann hinaus wie ein wildes Füllen, das man vom Halter löst.“

„Sie haben recht, Herr Larkins“, entgegnete der Schloßherr; „ich weiß wohl, daß mein Großer dem Kleinen bedeutend nachsteht. Gottes Gaben sind ja verschieden! Führen Sie nur Norman ins Griechische ein; Walter mag indessen die ritterlichen Künste üben, die ihm so sehr zusagen, und in denen er wirklich etwas Tüchtiges leistet.“

Beide Knaben waren mit dieser Einrichtung zufrieden; denn obgleich sie einander herzlich liebten, hatten sie schon im letzten Jahre ihre Freistunden nur noch selten zusammen verlebt. Dazu waren ihre Neigungen allzu verschieden. Norman las fürs Leben gern; und der freundliche Magister ließ ihn nach Herzenslust seine Bibliothek durchstöbern. Auch kümmerte er sich weit mehr um die kleinen Mädchen als der eigene Bruder. Er half Flora bei ihren französischen Arbeiten, erzählte den Kleinen Geschichten und führte sie gern spazieren. Ueber dies alles dünkte sich Walter hoch erhaben. Außer der Lernzeit rührte er nur ein einziges Buch an, in das er sich bei ganz schlechtem Wetter zuweilen so vertiefte, daß er weder sah noch

hörte, was um ihn her vorging. Es enthielt abenteuerliche Rittergeschichten aus längstvergangenen Tagen, aber auch Balladen und Kriegslieder aus der traurigen Zeit der endlosen erbitterten Grenzkämpfe zwischen Schottland und England. Diese aufregenden Geschichten sagten ihm so zu, daß er den ziemlich dicken Band sogar nicht selten heimlich mit hinaus in den Wald schleppte, um einem Freunde daraus vorzulesen, der ihm jetzt fast näher stand als der edle, verständige Norman. /

Dieser Freund war Dugal, der Jäger und Waldhüter, dessen Hütte etwa eine halbe Stunde vom äußeren Parktor entfernt unter hohen Bäumen stand. Er war ein Hochländer, ein noch sehr junger, aber überaus kräftiger und in allem Waffenwerk geübter Mann. Als Herr Fergus vor einigen Jahren an einem Jagdzug im Hochlande teilnahm, hatte er Dugal am Fuße eines Felsens liegend gefunden, bewußtlos, schwer verwundet und offenbar halb verhungert. Aufs reichste hatte sich der brave Mann des Unglücklichen angenommen und ihn mit großer Mühe zu einer nahen Schäferhütte gebracht. Wunderbar schnell genas dort der abgehärtete Jüngling, und war bald bereit, die erst halbgeheilten Wunden nicht achtend, seinem Wohltäter in dessen Heimat zu folgen. „Laß mich mit dir ziehen“, bat er; „du wirst es nicht bereuen. Dugal ist heimatlos; alle seine Verwandten sind im Streif

gefallen. Ihm selbst ist der Tod gewiß, wenn er jetzt zurückkehrt.“ Herr Fergus hütete sich, nachzuforschen, wie sein Schützling in jene schreckliche Lage gekommen sei; doch ahnte er wohl, daß es sich hier um einen der Vernichtungskämpfe handle, die zwischen den verschiedenen Stämmen dieses kriegerischen Volkes nichts Seltenes waren. Da der alte Jäger seinen Dienst zu verlassen wünschte, ward Dugal an seine Stelle gesetzt, und verrichtete alles, was ihm oblag, auf das beste.

Herr Fergus war mit ihm zufrieden, aber die Dienerschaft des Schlosses verkehrte nicht gern mit ihm. Wenn er auf den Hof kam, um Wildbret zu bringen, oder sich das Wenige zu holen, was er in seinem einsamen Haushalt bedurfte, nötigte man ihn oft, an der reichlichen Mahlzeit teilzunehmen, die in der großen Küche für das Gesinde bereitet war. Da saß er am unteren Ende des langen Tisches, stumm und unbeweglich, nie teilnehmend an der harmlosen Fröhlichkeit der Leute; spöttlich lächelnd, wenn man die guten Gerichte lobte, aber zornig auffahrend, wenn einer es wagte, ihn zu necken.

Bald tat es keiner mehr! Es ging die Sage, Dugal habe stets einen scharfgeschliffenen Dolch im Gürtel verborgen; und was man hierzulande etwa mit einem Faustschlag strafe, werde in Dugals Volk mit scharfem Stahl gerächt.

Zu diesem seltsamen Manne fühlte sich Walter bald unwiderstehlich hingezogen. Schon seine malerische Kleidung entzückte ihn! Er stammte ja aus dem Volke, von dem das alte Buch so kühne Heldentaten erzählte; und er konnte schießen und fechten, fast besser als der Vater. Ja, er verfehlte nie sein Ziel! Den Vogel, der hoch oben in der Luft kreiste, schoß er herunter; das flüchtige Wild entging ihm nicht. Uns Reiten war er wenig gewöhnt; aber wie konnte er laufen! Ja, er flog dahin, daß sein Fuß kaum die Erde berührte. Alle Weichlichkeit war ihm verhaßt. Er mochte kein Bett, sondern schlief, in sein großes wollenes Plaid gewickelt, auf einem Lager von trockenem Laub, und war ebenso unempfindlich gegen eisige Winterkälte wie gegen brennende Sonnenglut.

Herr Fergus war es wohl zufrieden, daß der Jäger den Knaben in allerlei Waffenwerk unterrichtete; von der vertrauten Freundschaft aber, die sich nach und nach zwischen ihm und Walter bildete, ahnte er nichts. Er hätte sie schwerlich gebilligt! Er wußte nicht, daß der Hochländer dem Knaben das wilde, ungebundene Leben in den Bergen gar herrlich schilderte; daß er ihm gänzliche Freiheit von allem Zwang als das höchste Glück, Jagd und Waffenwerk als die einzigen eines Mannes würdigen Beschäftigungen anpries. Nur allzu gern horchte Walter auf solche Reden,

und der gute Magister, der zwar nie anklagte, aber auch stets die Wahrheit sprach, konnte dem Vater auf sein Nachfragen nicht verhehlen, daß Fleiß und Vernunft seines Sohnes in der letzten Zeit sehr abgenommen habe. Da setzte es harte Scheltworte, und einmal, als der Junge eine trotzigte Miene zeigte, sogar ein paar derbe Ohrfeigen.

Nun war es ganz aus! Die falschen Begriffe von Ehre, die ihm der stolze Hochländer beigebracht hatte, ließen den Knaben die wohlverdiente Strafe als schwere Beleidigung empfinden. Er war klug genug, wieder mehr Fleiß auf seine Aufgaben zu verwenden und sich äußerlich süßamer zu zeigen; aber sein törichtes, trotziges Herz wandte sich mehr und mehr vom Vater und Lehrer ab und dem schlauen Verführer zu.

Im Herbst des Jahres 1745 durchstreifte er wieder einmal mit ihm den Wald, und sie ruhten endlich an einem Abhange im duffigen Heidekraut. Dugal war heute ungewöhnlich schweigsam gewesen; jetzt begann er zögernd:

„Wir werden nicht mehr oft so zusammen sitzen; meine Hütte wird bald leer sein.“

„Willst du deinen Dienst verlassen? Gefällt es dir nicht mehr bei uns?“ fragte Walter erstaunt.

„Dugal hat nie gedient und wird nie dienen!“ sprach der Hochländer stolz. „Dein Vater tat mir

Gutes; doch ist meine Dankespflicht nun abgezahlt. Wäre ich früher zurückgekehrt in die heimathlichen Berge, so hätte mich mörderische Hand niedergestreckt. Jetzt aber ruhen alle Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen. Sie haben einander die Bruderhand gereicht und sich verbunden zu einem großen, herrlichen Werke, an dem auch ich teilnehmen darf.“

„Was ist's für ein Werk?“ fragte Walter.

„O, wenn du schweigen könntest, würde ich dir's gern sagen! Es geht auch dich nahe an.“

„Hällst du mich für einen Schwäzker oder für ein Mädchen?“ rief Walter.

„Gewiß nicht! Aber du bist noch allzu vertraut mit dem sanften, blondlockigen Bücherwurm, den du deinen Herzbruder nennst.“

„Norman? Ja, ich liebe ihn! Aber was wir zwei hier zusammen reden, geht ihn nichts an. Er würde es nicht verstehen; er soll nichts davon erfahren.“

„Wohlان, so gelobe mir tiefes Schweigen gegen jedermann und lege deine Hand auf diesen!“ Damit zog er einen glänzenden, scharfgeschliffenen Dolch aus dem Gürtel.

Am liebsten wäre Walter jetzt auf und davon gelaufen, ohne das Geheimnis zu hören. Aber dann hätte ihn Dugal für einen Feigling gehalten; das konnte er nicht ertragen! Sein Herz klopfte gewaltig

und sein Gewissen schlug heftig, als er die Hand auf die Waffe legte und dieses Schweigen versprach.

Kaum waren die Worte gesprochen, so setzte ihm der Jäger die funkelnde Spitze der Waffe auf die Brust und sprach leise mit unheimlich funkeln den Augen: „Brichst du dein Wort, so durchbohrt dieser dein Herz!“

„Dugal!“ schrie der Knabe, entsetzt zurückfahrend.

„Es ist so Brauch in meinem Stamm“, erwiderte der Jäger ruhig, den Dolch an seinen Ort steckend.

Zögernd ließ sich Walter wieder neben ihm nieder. Und doch hatte der Vorgang einen Reiz für ihn! Es war ja ein richtiges Abenteuer, gewiß viel interessanter, als in des Magisters Stube Lateinisch zu lernen.

„Kennst du das edle Königsgeschlecht der Stuarts?“ fragte Dugal nach einigem Besinnen.

„Gewiß! Mein Lieblingsbuch ist ja voll von ihren Schicksalen, ihren Taten und ihrem Unglück.“

„Ja, ihrem Unglück“, seufzte der Hochländer. „Und doch waren sie des höchsten Glückes wert!“

„Herr Parkins sagt aber, sie —“

„Schweig mir von dem!“ fuhr Dugal auf. „Er ist kein Mann; er ist ein alles Weib!“

„Schimpf ihn nicht! Er ist doch recht brav und gut. Aber 's ist wahr; von solchen Dingen versteht er nichts. Wir haben auch die Stuarts immer sehr gut

gefallen. Die Geschichten von ihnen sind so romantisch! Zu ihrer Zeit brauchte man wohl auch nicht so viel zu lernen. Vater sagt aber, jetzt sei das Waffenspiel nicht mehr die Hauptsache; man müsse die Werke des Friedens treiben. Ach, die sind oft recht langweilig!“

„Warum soll die Zeit der Stuarts vorbei sein?“ fragte Dugal. „Weißt du nicht, daß Jakob III. noch in Frankreich lebt?“

„Aber niemand erkennt ihn als König an außer euch Hochländern. Dazu ist er alt und krank.“

„Das mag sein; aber er hat einen herrlichen Sohn, Karl Eduard, jung, schön, edel, reichbegabt und von heißer Sehnsucht erfüllt, das Land seiner Väter von der aufgezwungenen Fremdherrschaft zu befreien. Ich sage dir, Knabe, wenn dieser ritterliche Sproß des edlen Geschlechtes wieder auf den Thron käme, würde all die Herrlichkeit und Romantik vergangener Tage wieder erwachen! Man würde Taten tun wie die, welche dein Lieblingsbuch schildert; Knaben und Jünglinge würden frische Kriegslieder singen, statt lateinische Vokabeln zu lernen. Die alten verfallenen Schlösser würde man wieder aufbauen und glänzende Feste darin feiern mit Harfenspiel und Sang und Klang!“

„Das wäre hübsch!“ meinte Walter. „Vielleicht wäre ich dann auch bald groß genug, mit in den Kampf zu ziehen.“

„Bald? Schämst du dich nicht? Bist du nicht fast fünfzehn Jahre alt? Ich sage dir, in deinem Alter hatte ich schon manch blutigen Kampf mitgemacht gegen den feindlichen Nachbarstamm, und manch ehrenvolle Wunde davongetragen.“

„Ja, was kann ich denn dafür, daß jetzt so langweilige Zeit ist und gar kein Krieg? Warum holt ihr denn den letzten Stuart nicht wieder, daß die alte Herrlichkeit von neuem losgeht?“

Ein triumphierendes Lächeln flog bei dieser kindischen Rede des Knaben über Dugals Gesicht.

„Jetzt hast du selbst das große Wort ausgesprochen“, rief er, „das herrliche Geheimnis, das ich dir nur mit Zagen anvertrauen wollte! Ja, wir treuen Hochländer haben uns verbunden, das große Werk zu vollbringen. Prinz Karl Eduard wird kommen und sich an unsere Spitze stellen, um das Land seiner Väter wieder zu erobern.“

„Wird er es können?“ fragte Walter. „Ich glaube, König Georg hat viele Soldaten.“

„Miellinge, die um schnöden Sold dienen“, sprach Dugal verächtlich, „werden nie ein Heer hochbegeisterter Kämpfer besiegen.“

„Du sagtest doch, die Sache ginge mich auch an. Wie meinst du das? Ich bin ja kein Hochländer, und Vater ist König Georg treu ergeben. In seiner

Jugend war er Offizier, hat aber schon längst seinen Abschied genommen.“

„Das weiß ich, und wenn du nicht selbst fühlst, inwiefern dich die Sache angeht, habe ich weiter nichts zu sagen. Es ist ohnehin Zeit, daß du heimgehst zur Mutter, zum alten Magister und in dein warmes Bett.“

Damit sprang er plötzlich auf, ließ ein spöttisches Gelächter hören und war im Gebüsch verschwunden.

Walter aber saß noch lange regungslos, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefe Gedanken versunken. Der höhniſche Ton, in dem der Verführer die letzten Worte gesprochen hatte, machte ihm plötzlich klar, was er von ihm erwartete. Ja, er sollte teilnehmen an dem kühnen Kriegszuge! Wohl erschrak er vor diesem Gedanken, doch ward er ihm nach und nach immer verlockender. Hatte er nicht in dem alten Buche von manch kecker Kriegstat gelesen, die ein Knabe seines Alters vollbracht hatte? War er nicht stark und geübt im Gebrauch der Waffen? Glänzende Bilder von ungebundener Freiheit, von lustigem Lagerleben, von Ruhm und Siegesjubel zogen an seiner Seele vorüber. Und was fand er daheim, wo er verspätet ankam, als die Familie schon beim Abendbrot saß? Ach, der Vater schalt seine Unpünktlichkeit; die Mutter fragte ihn leise, wie er nur so struppig und mit ungewaschenen Händen bei Tische erscheinen könne? Und der Magister?

Ach, der zeigte ihm noch kurz vorm Zubettgehen die von Fehlern wimmelnde lateinische Uebersetzung, die er heute früh geliefert hatte, und muelte ihm zu, das langweilige Ding morgen noch einmal zu machen! War das nicht unerträglich? Ihn, den nach Heldentaten dürstete, quälte man mit solchen Lumpereien!

Noch mehrmals hatte Dugal Gelegenheit, das Feuer, das er im Herzen des Knaben angezündet hatte, zu schüren; dennoch konnte sich Walter noch nicht entschließen, das entscheidende Wort auszusprechen.

Indessen verbreitete sich in der Umgegend ein dunkles Gerücht, daß im Hochlande eine eigentümliche Aufregung und Unruhe herrsche. Auch Herrn Fergus kam es zu Ohren und erfüllte ihn mit Sorge. Er beschloß, nach Edinburg zu fahren, um dort Genaueres darüber zu hören, und seine Frau wollte ihn begleiten, um allerlei einzukaufen, was man für den nahenden Winter bedurfte. Flora durfte mitreisen; die kleineren Mädchen waren gut aufgehoben bei der Wärterin. Die Knaben aber ermahnte der Vater noch sehr ernstlich, sich während seiner Abwesenheit gut zu betragen.

„Deine Waffenübungen mit Dugal haben für jetzt ein Ende“, sprach er zu Walter; „ich wünsche nicht, daß du mit dem Jäger verkehrst! Beschränke dich auf den Park und den Strand und halte dich auch wieder mehr zu Norman.“

„Aber warum denn?“ fuhr Walter heraus.

„Weil ich es will!“ schloß der Vater kurz und streng. —

„Wir hätten den Jungen mitnehmen sollen“, sprach die Mutter, als der schwerfällige Reisewagen sich in Bewegung setzte; „er ist so verschlossen und trotzig seit einiger Zeit.“

„Darum will ich ihn nicht noch durch eine Reise belohnen“, erwiderte Herr Fergus lachend. „Mir gefällt sein Wesen auch nicht; doch hoffe ich, daß es nur der Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter ist. Da zeigen sich zuweilen seltsame Freiheitsgelüste. In Edinburg könnte er aber leicht etwas hören, was nicht für seine Ohren paßt. Wer weiß, was diese unruhigen Hochländer wieder im Schilde führen!“

Am nächsten Abend schlenderte Walter mißvergnügt im Park umher. Warum mußte ihm der Vater eben jetzt den Umgang mit Dugal verbieten? Da stand plötzlich der Jäger vor ihm, als sei er aus dem Boden gewachsen.

„Warum kamst du nicht zur verabredeten Stunde?“ fragte er. „Bist du ein Feigling geworden?“

„Ich soll nicht mit dir umgehen“, murrte der Junge; „der Vater hat's streng verboten, ehe er fortreißt.“

„Du bist und bleibst ein Kind!“ rief Dugal. „Seit Wochen hast du auf meine Reden gehört, die

dein Vater Hochverrat nennen würde; hast selbst Worte ausgestoßen, um derentwillen er dich vielleicht aus dem Hause jagen würde. Und jetzt scheust du dich, den letzten männlichen Schritt zu tun! Aber nun gilt es Entscheidung! Ich habe versprochen, Kräfte zu werben für unser großes Unternehmen, und es ist mir gelungen, vier edle Jünglinge aus der Umgegend dafür zu gewinnen.“

„Wer ist's denn?“

„Das sag' ich nicht! Willst du der fünfte sein oder nicht?“

Einen Augenblick stand Walter unschlüssig; dann schlug er ein in Dugals ausgestreckte Hand.

„Ich wußte es“, sprach dieser, ihn umarmend und küssend, „daß die gute Sache siegen würde! In der ersten Morgendämmerung versammeln wir uns bei meiner Hütte. Deine Waffen bringst du mit. Bis Sonnenaufgang will ich auf dich warten; kommst du später, so bleibst du zurück! Gedenke deines Gelöbnisses!“ Flüchtigen Fußes eilte er hinweg.

Walters Herz schlug ungestüm! Nun war es entschieden. Aber schon machte das böse Gewissen sich geltend. Raschelte es nicht dort in den Büschen? Nein, es war nur der Abendwind. Horch! Rief ihn nicht jemand? Ach nein; es war nichts. O wie feige war er doch! Jetzt galt es, tapfer sein und nicht weich

werden. Wie oft hatte er sich nach Freiheit gesehnt! Nun winkte sie ihm. In kurzer Zeit würde er ja die Heimat wiedersehen, hatte Dugal gesagt; aber nicht als geplagter Schüler, sondern als ruhmgekrönter junger Held. Dann mußte auch der Vater den Stuarts huldigen; es ging ja gar nicht anders. O welche herrliche Zeit würde dann beginnen! Immerhin wollte er noch einmal sein Pferdchen im Stall besuchen; schade, daß er es nicht mitnehmen konnte! Die schmalen, steilen Bergpfade, die von Dugals Hütte ins Hochland führten, paßten nicht zum Reiten.

Während der törichte Knabe sein Rößlein liebte, schritt Norman geängstet und sorgenvoll durch den Park dem Hause zu. Herr Parkins hatte ihm geraten, nach einer langen griechischen Lektion noch ein wenig Lust zu schöpfen. Er war gegangen, Walter aufzusuchen, und hatte, vom niedrigen Nadelholz verborgen, einiges von Dugals Rede gehört. „In der Morgendämmerung versammeln wir uns bei meiner Hütte; bis Sonnenaufgang will ich auf dich warten. Kommst du später, so bleibst du zurück.“ Das war alles, was er wider seinen Willen vernommen hatte; aber es war genug, ihn tief zu betrüben. So gering achtete Walter des Vaters Verbot, daß er nicht nur mit Dugal sprach, sondern sogar an einer Jagd teilnehmen wollte. Denn was konnte das verabredete

Zusammentreffen sonst bedeuten? Was sollte er nun tun? Daß sein Warnen und Abmahnen nichts helfen würde, wußte er aus Erfahrung. Alles Verrathen und Anklagen war seiner echten Knabennatur im Grunde zuwider und würde Walter furchtbar erbittern. Ja, wenn die Mutter da wäre! Der würde er es sagen; sie wußte immer Rath, und ihre sanfte Weise machte oft tieferen Eindruck auf den wilden Sohn als des Vaters Strenge. Nein, es blieb ihm nichts übrig, als selbständig zu handeln und Walter morgen früh am Fortgehen zu verhindern. Dann hatte er doch allein den Jorn des Freundes zu tragen, und der allernde, jetzt oft etwas kränkelnde Lehrer blieb aus dem Spiel.

Als er das Haus erreichte, war sein Plan gemacht. Das Schlafzimmer der beiden Knaben hatte nur eine einzige Thür, die auf einen entlegenen Gang führte. Das Schloß dieser Thür gut einzuölen, gelang dem braven Jungen unbemerkt.

Das Abendbrot, das sie in Abwesenheit der Eltern in des Lehrers Stube einnahmen, wurde ziemlich schweigsam verzehrt; bald darauf klagte Walter über große Müdigkeit und ging zu Bett. Als Norman ihm später folgte, bewiesen dessen tiefe regelmäßige Athemzüge, daß er fest schlief. Aber in der Ecke zwischen Schrank und Bett lag die Jagdtasche, auch Flinte und Hirschfänger standen bereit. Ein Kleidungsstück war flüchtig darüber

geworfen worden, um die Sachen zu verbergen. Norman trat so leise auf, als er nur konnte; geräuschlos drehte er den Schlüssel in dem starken Schloß zweimal herum, zog ihn ab und versenkte ihn tief unter die Rissen seines eigenen Lagers.

Obgleich er erwartet hatte, diese Nacht nur sehr wenig zu schlafen, machte sich doch nach ein paar Stunden die jugendliche Müdigkeit geltend; die Augen fielen ihm zu, und als er sie wieder aufschlug, bewies ihm ein leises Geräusch, daß der Freund sich schon erhoben hatte.

Noch war es ganz dunkel, aber bald flog vom Fenster her der erste matte Schein des neuen Morgens. Und jetzt war Walter an der Thür; erst leise, dann immer heftiger drückte er auf die Klinke, stieß mit dem Fuß gegen die Thür, und fing endlich an, überall nach dem Schlüssel zu suchen. Als das ganz vergebens war, öffnete er das Fenster und schaute hinaus. Ach, er wußte ja gut genug, daß es unmöglich war, von dieser Höhe hinabzuspringen, daß auch an ein Hinabklettern an der Mauer nicht zu denken war!

Unterdes fing es an zu dämmern, und die Ungeduld des Knaben stieg aufs höchste. Endlich stampfte er heftig mit dem Fuß und rief:

„Norman, so wach doch auf! Was fällt dir ein, die Thür zu verschließen? Wo ist der Schlüssel? Ich muß an die frische Luft; mir ist nicht wohl.“

„Wenn die Sonne aufgegangen ist, sollst du den Schlüssel haben; nicht eher“, erwiderte Norman.

Einen Augenblick zögerte Walter, dann aber warf er sich auf den Liegenden, packte und schüttelte ihn und rief: „Schändlicher Bube, du hast gehorcht!“

„Gewiß nicht! Ohne meinen Willen vernahm ich einige Worte Dugals, als ich hinter dem niedrigen Nadelholz hinging. Ich wollte keinen Lärm aus der Sache machen, aber fortlaffen darf ich dich nicht. O Walter, warum willst du dem Vater so ungehorsam sein? Ist das nicht schwere Sünde? Sieh, wenn er heimkommt, nimmt er dich gewiß bald mit zur Jagd. Dann gehe ich auch mit. Ich will von nun an mehr an deinem frischen Zeitvertreib teilnehmen, damit du einen Gefährten hast. Ach Bruder, bin ich dir nicht lieber als der finstere Dugal?“

Die Rede des braven Jungen blieb nicht ohne Eindruck. Walter ließ ihn los, setzte sich auf den Schemel neben dem Bett und stützte seufzend den Kopf in die Hand. Aber plötzlich sprang er wieder auf und rief ganz außer sich:

„Den Schlüssel will ich! Den Schlüssel muß ich haben!“

So rangen sie miteinander, und der arme Norman trug manche Beule davon, blieb aber eisensfest in seinem Entschluß, den Freund nicht fortzulassen.

Inzwischen war es lebendig geworden in Haus und Hof, aber in des Magisters Wohnzimmer, das daneben lag, war noch alles still; er verließ sein Schlafkämmerchen erst zur Frühstückszeit. Und nun war die Sonne emporgestiegen und sandte zwischen grauen, herblichen Wolken helle Strahlen in die Kammer der Knaben.

Norman fühlte seine Kraft ermatten; da ließ Walter endlich von ihm ab und sprach:

„Es ist zu spät. Nun höre das letzte Wort, das ich mit dir spreche, du Milchgesicht! Verrätst du, was hier zwischen uns geschehen ist, so gibst's ein Unglück, schwerer, als du denkst.“

„Es fällt mir nicht ein, etwas auszulaulern“, versicherte Norman. „Es liegt mir ja so viel daran, daß niemand deinen Ungehorsam erfährt. Jetzt laß uns eilen! Ordne deinen Anzug und wasche dein erhitstes Gesicht; in wenig Minuten bin ich auch bereit. Es ist ja nun alles wieder gut.“

Damit reichte er dem trotzigem Jungen die Hand hin. Aber, o weh! Er stieß sie zurück und wandte sich ab.

„Du bist so anders geworden, Walter“, klagte Norman, sich flink ankleidend. „Ach, wie schön war es früher, als wir ein Herz und eine Seele waren!“

Aber jetzt klopfte der Magister vernehmlich an die Tür:

„Jungens, das Frühstück steht auf dem Tische! Wißt ihr nicht, wie spät es ist, ihr Langschläfer?“

Als nun Norman den Schlüssel aus den Tiefen seines Bettes hervorbrachte, drohte ihm Walter mit geballter Faust, und der Ausdruck seines Gesichtes war so wild und leidenschaftlich, daß der zartfühlende Knabe ihn lange nicht vergessen konnte.

So traurige Tage wie diesen und den folgenden hatte Herr Parkins auf dem Schlosse noch nicht erlebt. Seine Schüler waren ganz verändert. Norman war traurig, zerstreut und ängstlich; Walter schien zwar vertieft in seine Bücher, sollte er aber antworten oder aussagen, so wußte er kaum ein Wort. Die zornigen Blicke, die er zuweilen auf den Bruder warf, bemerkte der kurzsichtige Magister nicht; daß er ihn aber nie anredele, ihm auch auf keine noch so freundliche Frage Antwort gab, entging ihm nicht. Was konnte der gute Mann tun, als die Knaben mit herzlichen, eindringlichen Worten zur Liebe und zum Frieden ermahnen?

„Ihr habt euch entzweit“, sprach er; „das merke ich wohl. O, laßt die Sonne ja nicht über eurem Zorn untergehen! Du, Walter, nimm dir das besonders zu Herzen; dein Freund ist ja stets zum Vergeben bereit.“

Aber die Sonne ging doch unter, und zwar recht unheimlich, glühend rot; und am andern Tag war es

nicht besser, sondern eher schlimmer. Der friedliche kleine Lehrer, der sich wohl nie mit jemand gezankt hatte, war ganz ratlos. Auf seine dringende Frage an Norman, was wohl geschehen sei, erwiderte dieser nur mit der Bitte, nicht nachzuforschen. In wenig Tagen werde Walters Zorn von selbst verraucht sein.

Als am zweiten Tage nach jener unruhigen Nacht Walters Aufgaben gemacht waren, ergriff er seinen Hut, um fortzugehen.

„Wo willst du hin, mein Sohn?“ fragte der Magister. „Denke an des Vaters Verbot!“

„Zu Dugal gehe ich gewiß nicht“, entgegnete der Junge, „aber hinaus muß ich, und allein sein will ich!“

Beruhigt wandte sich der Lehrer zu Norman, der seine griechische Uebersetzung herbeibrachte. „Mag er sich auslaufen“, sprach er; „vielleicht tut ihm die Luft gut. Es weht heute ein frischer Wind.“

Walter aber lief spornstreichs hinaus zu Dugals Hütte. Er hatte nicht gelogen; Dugal selbst war ja nicht mehr da! Es war ihm eingefallen, daß der Hochländer vielleicht ein Zeichen zurückgelassen haben könne, ob er ihm zürne oder nicht. Die Hütte war leer, und eine entsetzliche Unordnung herrschte darin. Der wenige Hausrat war wild durcheinander geworfen und reichlich mit Schmutz bedeckt, denn der stolze Mann hielt alles Aufräumen und Reinmachen

für tief unter seiner Würde. Auf dem kleinen Tische nahe bei der ausgebrannten Feuerstätte waren noch Spuren des gestrigen hastigen Frühstücks zu sehen; auch ein paar Gläser standen um die leere Branntweinflasche her. Wahrscheinlich hatten sich Dugals Gefährten Mut trinken wollen zu ihrem tollkühnen Unternehmen. Aber siehe, unter der Flasche lag ein schmutziges, mit Bleistift beschriebenes Zettelchen. Hastig zog es Walter hervor und las: „Warum bleibst du aus? Gezwungen oder willig? Denke daran, was im Gürtel steckt! Uebermorgen, wenn der Mond aufgeht, segeln noch etliche, die nach Ruhm dürsten, aus der Marienbucht nach Norden zu!“

Walters Wangen glühten, und seine Hände zitterten, als er die undeuliche, von Fehlern wimmelnde Zugschrift entziffert hatte. Also doch noch eine Möglichkeit, den Zwang, der ihm seit vorgestern ganz unerträglich schien, abzuschütteln! Die Marienbucht kannte er wohl; sie lag ein gut Stück nach Norden zu. Der Pfad führte an der Felswand vorbei. Es war noch überreichlich Zeit, dahin zu gelangen. Dennoch galt es eilen; denn die Flut, die zwar nie bis zur Felswand emporstieg, überschwemmte die Ufer der Bucht oft so weit, daß man vom Strandpfad nicht an den Landungsplatz gelangen konnte. Ohne sich zu besinnen, stürmte der törichte Knabe fort. Er wollte

nicht noch einmal ins Haus, um seine Waffen zu holen; wie leicht könnte man ihn wieder aufhalten! Flinten und Schwerter gab es bei den tapferen Hochländern gewiß genug. Auf weitem Umweg kam er auf einen steilen Pfad, der zum Strand herabführte. Endlich stand er unten, ganz einsam und allein; kein Mensch war zu sehen.

Das Wetter, das den Tag über hell und ganz windstill gewesen war, hatte sich plötzlich geändert. Ein scharfer Ostwind wehte vom Meere her; schwarze Wolken jagten über den Himmel und bedeckten ihn endlich ganz. Aber wer in den Krieg will, fragt wenig nach dem Wetter; und Walter war viel zu aufgeregt, um es nur zu beachten. Leichtfüßig sprang er den Strand entlang, denn es war noch weit bis zur Marienbucht. Wie unruhig waren doch heute die Seevögel! Kreischend und flügelschlagend flatterten sie umher, oder saßen dichtgedrängt auf den Felsen, die hie und da aus dem Wasser hervorragten. Der Knabe hatte sich atemlos gelaufen, blieb eine Weile stehen und schaute um sich.

Aber was war das? Die Flutzeit konnte doch unmöglich schon da sein? Wie schmal war heute der Sandstreifen am Fuße der Felswand, den er jetzt langgestreckt vor sich sah! Eilen, eilen tat jetzt not; also nur frisch vorwärts!

Aber o weh! Bald sank der Fuß des Laufenden bei jedem Schritt tiefer in den Sand ein, und seine Spur füllte sich sogleich mit Wasser. Er blickte über die rauschenden Wellen hin nach einer Fels Spitze, die sonst hoch aus dem Wasser hervorragte; heute sah man sie kaum mehr. Und die Wellen züngelten, rauschten und braussten immer näher heran, so daß der Pfad kaum noch einige Fuß breit war. „Zurück, zurück!“ schrie der Junge, plötzlich von Angst erfüllt. Aber o weh! Als er sich umwandte, stand er nach wenig Schritten bis zum Knie im Wasser. Ja, die Flut war da und stieg heute zu einer Höhe, die sie seit langen Jahren nicht erreicht hatte!

„Es hilft nichts“, dachte Walter, „ich muß ein Stück am Felsen aufklettern und warten, bis das Wasser wieder fällt.“

Behende führte er seinen Vorsatz aus und saß bald auf einem der ihm wohlbekannten Vorsprünge. „Hier bin ich sicher“, dachte er; „höher kommt das dumme Wasser gewiß nicht! Während einer solchen Flut kann auch das Boot nicht absegeln. Vielleicht erreiche ich's doch noch! Finster wird's freilich bald, und hungrig bin ich auch; aber wer ein Held werden will, darf so was nicht beachten. Wenn nur der Mond zeitiger aufginge, und der schreckliche Wind sich legte!“

Schon fing es an zu dämmern, als der Knabe plötzlich ein seltsames, unheimliches Brausen vernahm. Hoch spritzten die Wellen empor, so daß alles, was noch trocken an ihm war, durchnäßt ward. Mit donnerartigem Geräusch stießen sie gegen die Felswand; aus der Hochflut war eine Sturmflut geworden!

Als sich das Zischen, Brausen und Schäumen einen Augenblick legte, sah der zitternde Knabe, daß die mörderischen Wogen fast bis zu seinem Zufluchtsort gestiegen waren. „Entweder ertrinken oder höher hinaufklettern“, hieß es jetzt. Hier galt kein Zaudern! Sobald das Tageslicht schwand, war es zu spät.

Den letzten Rest des sinkenden Mutes zusammenfassend, schleuderte Walter die nassen Schuhe von sich und kletterte empor, planlos, bald nach rechts, bald nach links, wo sich nur ein Anhaltspunkt bot. Er fühlte seine Kraft erlahmen; Angstschweiß bedeckte die Stirn! Krampfhaft faßte seine Hand eine vorspringende Platte; mit verzweifelter Anstrengung arbeitete er sich hinauf und lag todesmatt — auf Seekönigs Thron! Die vier Säulen an den Seiten ließen ihn nicht zweifeln, daß er in der schrecklichen Gefahr das erreicht, wonach er in kindischem Ehrgeiz so oft gestrebt hatte. Treuen konnte er sich freilich nicht darüber; doch faltete er mechanisch die Hände, um Gott für die augenblickliche Rettung zu danken, wie es ihn die Mutter von klein

auf gelehrt hatte. Aber er konnte nicht beten, konnte auch seine Gedanken nicht dazu sammeln; es war, als stehe eine Scheidewand zwischen ihm und seinem Gott.

Indessen nahm seine Ermattung von Minute zu Minute zu. Sobald er den Kopf erhob, schwindelte ihm, ein Gefühl, das er bisher nie gekannt hatte. Es half nichts; er mußte liegen bleiben, dicht an die nasse, kalte Felswand geschmiegt.

Nun ward es schnell dunkel, und mit dem schwindenden Tageslicht schwand auch Walters Mut. In der zunehmenden Dunkelheit klang das Rauschen der Wellen ganz schrecklich drohend und unheimlich. Nun gedachte er an des alten Fischers Erzählung; es war ihm, als höre er die Worte: „Es geht noch mancher in Haß und Zorn, ja wohl gar mit Lüge und Falschheit im Herzen den Strand entlang; so kann auch die Flut einmal wieder so hoch steigen.“ Und nun fing das Gewissen an zu sprechen in der schrecklichen Finsternis und Einsamkeit, erst leise, dann immer lauter: „Du, du bist es! Du trägst Haß und Zorn, Lüge und Falschheit im Herzen; nicht heute nur, sondern schon lange! Mit Troß und Murren hast du die Güte und Sorge der Eltern gelohnt; die innige, aufopfernde Liebe des Freundes hast du von dir gestoßen; dem nur allzu sanften, freundlichen Lehrer hast du bittere Stunden bereitet. Und an wen hast du dich gehängt? An

einen leidenschaftlichen, falschen Mann, an einen Auf-
rührer, der Gottes Gebot mit Füßen tritt.“

Klarer und klarer ward ihm das alles, je länger er so lag. Und was würde nun geschehen? Ach, sein Kopf war so matt, und doch mußte er darüber nachdenken. Ja, jeden Augenblick konnte eine hochspritzende Welle ihn wegspülen und hinausführen auf die wilde Flut, hinabsenken in die unergründliche Meerestiefe! Dann war er spurlos verschwunden; und wer würde um ihn trauern? Er hatte seit langem niemand Ursache gegeben, ihn zu lieben. Und doch, die Mutter! Ach, die liebe, liebe Mutter! Ganz laut rief er nach ihr in unfählicher Seelenangst. Der wilde Schrei eines Nachtvogels antwortete ihm. Und wenn keine Welle ihn wegführte, wenn die Flut wieder sank, würde man ihn wohl hier suchen? Wohl kaum! Schon seit Monaten war der Wald sein Lieblingsort gewesen und nicht der Strand; Norman wußte das. Er aber fühlte wohl, daß seine Kraft nimmer ausreichen würde, hinabzuklettern; hinauf war's ganz unmöglich, da der Fels dort vollkommen glatt war. Wohl konnte man oberhalb der Felswand hingehen; aber nur sehr selten benutzte jemand diesen rauhen Pfad, an dem nur wildes Gestrüpp und Heidekraut wuchs. Das alles sagte sich der arme Junge mit schrecklicher Klarheit.

Nach und nach ward er schwächer und erschrecklich müde, durfte aber doch nicht schlafen. Wie leicht konnte er im Schummer eine Bewegung machen, die ihn hinabstürzte in die grauenvolle Tiefe! So oft ihm die Augen zufielen, sah er das Bild der Mutter vor sich, und jetzt war es ihm plötzlich, als sei er ein kleines Kind und lehne sich an ihren Schoß. Sie sprach zu ihm, ernst und freundlich, wie immer; sie sprach vom Heiland! Wie gern hatte er das früher gehört, aber o, wie gleichgültig war er geworden, seit er mit Dugal verkehrte! Nun zogen alle die Geschichten, die sie ihm erzählt hatte, an seiner Seele vorüber, und an einer blieb er haften. Ja, hier war Trost und Hilfe, wenn nicht fürs Leben, so doch für den Tod!

War er nicht der verlorene Sohn, der seinem Vater entlief und ins Elend geriet, ach, in schreckliches Elend? O, so wollte er es auch machen wie dieser! Er versuchte zu knien, doch war er allzu schwach; er hob nur die matten, zitternden Hände empor und rief in die schreckliche Nacht hinaus: „Vater, o lieber himmlischer Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir! Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße! Aber das Blut deines lieben Sohnes, meines Heilandes Jesu Christi, macht mich rein von allen Sünden.“ Und nun konnte er weinen, heiße, bittere Tränen

wahrer Reue. Und es ward still in ihm. Wenn er sterben mußte, so würde ihm Gott die Himmelstür öffnen um Jesu willen, der auch für seine Sünden am Kreuz gestorben war. Ueber dem Weinen schwanden ihm die Sinne, und er lag regungslos. —

Die Zimmer des Magisters und der Knaben lagen im landwärts gerichteten Flügel des Schlosses, so daß vom Meere nichts zu sehen, und sein Brausen nur selten zu hören war. Daß die Knaben Wind und Wetter nicht scheuten, wußte Herr Barkins nun längst; darum sorgte er nicht eher um Walter, als bis es anfang zu dämmern und man heute wirklich das Brausen des Sturmes und das ferne Rauschen der Wellen vernahm. Auch Norman schaute ängstlich nach dem Freunde aus, tröstete sich aber damit, daß Walter sicher nicht an den Strand gegangen sei, der ihn seit einiger Zeit nur noch wenig anzog.

Da kamen leichte Schritte den Gang entlang, und Ellen, Walters achtjähriges Schwesterchen, guckte zur Thür herein. „O Norman, komm doch zu uns in die Kinderstube“, bat sie; „wir fürchten uns alle drei, und Sara auch. Das Meer macht solchen Lärm und wird so groß und wild!“

Norman und der Lehrer folgten dem Kinde und sahen mit Schrecken aus dem vorderen Erker hinüber nach der tobenden Flut.

„Der Strand muß schon ganz überschwemmt sein“, sprach ein aller Diener; „noch nie sah ich das Wasser so hoch steigen. Der junge Herr ist doch daheim?“

„Nein, er ist noch nicht zurück vom Spaziergang; ich Sorge mich um ihn.“

„O, er wird im Dorfe sein“, sprach der Diener; „die Leute sind dort ganz aufgeregt, weil der Jäger Dugal verschwunden ist.“

„Er hat wohl eine große Jagd unternommen?“

„O nein! Er hat alles mitgenommen, was er wert hielt, auch alle seine Waffen. Mit ihm scheinen auch einige junge Burschen auf und davon gegangen zu sein. Man schwätzt im Dorf allerlei, was der junge Herr vielleicht gern hört.“

„Wir müssen gehen und ihn suchen“, entschied Norman, „überall, bis wir ihn finden! Ich selbst laufe ins Dorf. Du, Bill, magst den Park durchforschen, und Robert soll so weit als möglich nach dem Strand hinabgehen und laut nach ihm rufen. Doch bin ich gewiß, daß er dort nicht ist; er war lange nicht mehr gut Freund mit dem Fischer.“

Ungefäumt machten sich alle auf den Weg. Als Norman durch den Gang lief, um seine Mütze zu holen, kam ihm der Magister schon damit und mit einem warmen Plaid entgegen, und war selbst in langem Mantel und gestrickter Nachtmütze fertig zum Gehen.

„Sie wollen mit, Herr Parkins?“ fragte der Knabe erschaut.

„Nimmer laß ich dich allein, mein Liebling!“ war die feste Antwort. „Kann ich mit der Tat nicht helfen, so vielleicht mit Rat.“

Nun liefen sie hinaus im unheimlichen Dämmerlicht, im Sturm und strömenden Regen. Im Dorfe wußte niemand etwas von Walter; wohl aber sprach man fast in jeder Hütte vom Verschwinden des Jägers und der jungen Burschen. Geheimnisvoll schüttelten die Männer die Köpfe und meinten, es handle sich wohl um ernstere Dinge als um eine Jagd. Daß der junge Herr bei diesem Wetter noch nicht heimgekommen sei, sehe übel aus. Er habe zu viel mit dem wilden Hochländer zusammengesteckt.

Normans Angst stieg aufs höchste. Wie, wenn sich Walter doch noch zu Dugals Gefinnungsgenossen gefunden hätte und mit ihnen entflohen wäre? Ach, vielleicht hätte er doch besser getan, diese ernste Sache dem Lehrer mitzuteilen! Aber nun war es zu spät!

Noch blieb eine Hütte übrig, die Walter zuweilen aufsuchte. Eine Witwe wohnte darin mit ihrem munteren kleinen Jungen, den die Schloßkinder gern hatten. Ein trübes Dellämpchen brannte in dem engen Raum. Die Frau war nicht daheim; der Kleine lag im Bett, bis an die Ohren zugedeckt.

„Bist du krank, Jimmy?“ fragte Norman.

„Nein; aber ich war so naß und kalt, und mir klapperten die Zähne. Da hat mich Mutter ins Bett gesteckt. Sie holt Kräutertee von der Nachbarin, den soll ich trinken. Wollt Ihr auch Tee holen für Walter? Ist er auch schon zu Bett?“

„Walter?“ rief Norman erschrocken. „Hast du ihn gesehen?“

„Freilich! Ich suchte nach den letzten Brombeeren auf der Anhöhe über des Fischers Hütte, da sah ich Walter am Strande hinlaufen.“

„Warum sagtest du das nicht sogleich, als du heimkamst?“ rief Norman heftig.

„Ich hatte es ganz vergessen, weil ich so sehr fror“, erwiderte das Kind, in Tränen ausbrechend.

„Weine nicht! „Du bist noch klein und dumm“, tröstete der Magister. „Weißt du denn, wohin Walter lief?“

„O ja! Ueber den weiten Sandplatz lief er, wo wir uns oft Höhlen machen. Und dann lief er nach dem Felsen zu, an dem die großen Buben immer herumklettern. Dann fing es an zu regnen, und der Wind blies so sehr, daß ich kaum laufen konnte. Aber Walter ist groß und klug; der hat sich gewiß heimgefunden.“

Norman hörte nichts mehr; er verließ die Hütte in namenloser Angst. Der Magister folgte ihm schnell,

nachdem er ein kleines Geldstück auf Jimmys Bett gelegt und ihm anbefohlen hatte, für Walter zu beten. Nun, da es galt, das Leben seines Schülers zu retten, zeigte der sonst so schüchterne Mann eine Umsicht und Entschlossenheit, die ihm niemand zugetraut hätte.

„Fasse dich, mein Kind!“ sprach er zu Norman, der jammernd die Hände rang. „Laß uns innerlich zu dem Gott schreien, der Wunder tut, aber auch wacker alles tun, was wir können.“

„O, es ist alles, alles umsonst!“ seufzte Norman. „Wäre er der Flut entronnen, so wäre er längst daheim gewesen, ehe wir uns aufmachten, nach ihm zu suchen. O, warum ließ ich ihn allein gehen? Warum wachte ich so wenig über ihn?“

Kallos standen die beiden auf der schmutzigen, finsternen Dorfstraße. Der Regen hatte aufgehört; aber immer noch war der Himmel mit dicken, schwarzen Wolken bedeckt, und vom Mond, der schon aufgegangen sein mußte, war nirgends ein Schimmer zu sehen.

„Komm, mein Kind“, rief der Lehrer, „laß uns ein paar starke Männer holen mit Seilen und Fackeln, daß sie uns suchen helfen.“

„Zu spät, zu spät!“ klagte Norman.

„Mein Sohn“, begann der Magister zögernd, „habt ihr mir nicht oft erzählt, daß ihr an jenem

Strandsessen emporgeklekelt seid? Könnte das nicht auch Walter getan haben, um der Flut zu entfliehen? Wäre es denn nicht möglich, ihm vom oberen Felsrand ein Seil zuzuwerfen, an dem man ihn hinaufziehen könnte?“

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in Normans Herzen auf, aber bald sprach er trübe:

„Es ist nichts! Wie sollte er bei diesem Sturm sich auf den schmalen Vorsprüngen halten? Nur Seekönigs Thron wäre ein sicherer Platz; aber diesen erreicht niemand bei solchem Wetter.“

„Nun wohl; bist du verzagt, so gehe heim! Ich suche Hilfe!“ sprach der sonst so schüchterne Mann.

„So gehe ich mit!“ rief Norman, sich aufrassend.

Ach, die Männer des Dorfes teilten fast alle Normans Ansicht, daß Hilfe viel zu spät kommen würde. Endlich zeigten sich zwei bereit, mitzugehen. Jackeln waren unnütz; der starke Wind löschte sie bald wieder aus. Aber beim trüben Schein von zwei Laternen machte man sich auf den Weg, der ziemlich weit und mühsam war.

Am Ausgang des Dorfes trat ihnen ein Mann entgegen; es war der Fischer, beladen mit ertlichen Dingen, die er wert hielt. Die Flut hatte seine Hütte zerstört; nur dies Wenige hatte er gerettet und auf eine Anhöhe getragen. „Dort hab' ich gefessen und

dem Wüten der Wellen zugeschaut, bis es finster ward“, sprach er. „O, welch ein Unglückstag ist heute! Mein bißchen irdisch Gut kümmert mich wenig; aber mein Allan, mein einziger Junge, ist verschwunden! Ob ihn das Meer verschlang, ob er entließ in wildem Sinn: wer kann es wissen?“

Als der brave Mann aber hörte, zu wessen Rettung man auszog, vergaß er sein eigenes Leid, warf seine Last ins Heidekraut und stellte sich sofort an die Spitze des kleinen Zuges.

„O, wenn nur der Mond durch die Wolken bräche!“ seufzte Norman. „Dann wollte auch ich ein Stücklein Hoffnung fassen.“

Und siehe, gar bald wurde sein Wunsch erfüllt; die Wolken teilten sich, und die fast volle Mondscheibe warf mildes Silberlicht über die düstere Landschaft. Endlos weit erschien Norman heute der Weg, den er so oft in lustigen Sprüngen durchmessen hatte.

Nun war man am Ziele, und alle blickten in banger Erwartung über den zerklüfteten Rand der Felswand in die im Schatten liegende Tiefe. Die Wellen hatten sich ein wenig beruhigt, standen aber immer noch in nie gesehener Höhe.

„Rufe du seinen Namen, ruhig und freundlich, wie sonst“, sprach der Lehrer zu dem Knaben. Er tat es; aber niemand antwortete.

Weiter und weiter schritten sie durchs nasse Gras dahin, immer wieder in die Tiefe spähend und rufend, aber ganz umsonst. Indessen war der Mond so hoch gestiegen, daß er die Felswand bestrahlte, und plötzlich rief der Fischer:

„Da liegt er ja auf Seekönigs Thron!“

Das hatte niemand erwartet. O wie schrecklich mußte die Angst gewesen sein, die ihm Kraft und Mut gab, so hoch zu klimmen!

„Gott sei Dank!“ sprach der Fischer. „Nun ist die Rettung nicht schwer. Der arme Junge schläft; aber wenn er erwacht, wird er wohl noch Kraft genug haben, sich an dem Seil festzuklammern, das wir ihm zuwerfen? Rufe ihn mal recht laut, Norman!“

„Nein, nein“, warnte der Magister. „Er könnte auffahren, eine schnelle Wendung machen — und dann —!“

„Das ist wahr“, stimmte der Fischer bei; „es muß einer hinab zu ihm! Ich bin zu alt und schwer; ihr beiden seid zu ungeschickt. Norman muß hinunter; er ist leicht und gewandt.“

Aber da warf sich der gute alte Magister, der nie geklettert war und sehr an Schwindel litt, dazwischen und rief: „Nicht das Kind! Nicht mein Liebling! Ich bin kaum schwerer als er, und an meinem Leben ist nichts gelegen! Laßt mich hinab!“

Ungeduldig stieß ihn der Fischer zur Seite, daß er ins nasse Heidekraut taumelte. Statt sich wieder zu erheben, blieb er auf den Knien liegen, streckte die Hände gen Himmel und betete inbrünstig um Rettung beider Knaben.

„Es ist wahr; ich lauge zu nichts!“ seufzte er dann. „Ich kann nicht einmal hinabschauen zu ihnen, die doch meiner Obhut empfohlen sind.“ Schon hatten nämlich die Männer ein Seil fest um Normans geschmeidigen Körper geschlungen und ihn vorsichtig hinabgelassen.

Schauerlich genug war es, so zwischen Himmel und Erde schwebend, tief unten die Flut brausen zu hören! Jetzt aber stand er auf Seekönigs Thron, und der Fischer rief ihm zu: „Sei getroßt; wir halten dich fest!“ Vorsichtig ließ er sich bei dem Liegenden nieder und legte ihm die Hand auf die Stirn. Ach, sie war eiskalt, wie die eines Toten! Nun rief er ihn leise und zärtlich, streichelte ihm die Wangen und rieb ihm die erstarrten Hände. Endlich schlug er die Augen auf und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Nein, nein, Dugal, ich gehe nicht mit! Lieber erslich mich! — O meine Mutter!“

„Bald sollst du in ihren Armen ruhen“, sprach Norman. „Ich bin nicht Dugal; ich bin ja Norman, dein Freund, dein Herzbruder.“

Einen langen Blick warf der arme Junge auf seinen Ketter; doch erkannte er ihn nicht. Ein Lächeln schwebte über das verfürte Antlitz; dann sank er wieder in Bewußtlosigkeit zurück.

„Er lebt“, rief Norman herauf, „aber er ist ganz hilflos. Laßt das zweite Seil herab!“

Es geschah, und mit unsäglicher Mühe gelang es dem tapferen Knaben, es um Brust und Rücken des Freundes zu schlingen und fest zu verknoten.

„Nun zieht in Gottes Namen!“

Noch einige Minuten ängstlicher Spannung, dann lag der Gerettete auf Normans Plaid, das man über den feuchten Boden gebreitet hatte, und der Magister kniete neben ihm, heiße Tränen der Freude vergießend. Als bald darauf auch Norman unverfehrt herzutrat, sprach er aus tiefstem Herzensgrund ein kurzes Dankgebet, in das die rauhen Männer, auf die Knie sinkend, einstimmten. Nun wickelten sie den Geretteten, der jetzt zu schlummern schien, fest in die warme Decke und trugen ihn heim.

Auf dem Schlosse war noch alles wach und in banger Sorge, denn die Diener waren heimgekehrt, ohne eine Spur von Walter gefunden zu haben. Selbst die kleinen Schwestern hatten nicht zu Bett gehen wollen, ehe man Kunde brachte von dem Bruder. Jetzt durften sie sein bleiches Antlitz küssen,

und schliefen dann beruhigt ein, weil sie meinten, morgen werde alles wieder gut sein.

Dagegen war die erfahrene Wärterin in großer Sorge. Sie bestand darauf, daß Norman, bei dem sich nun große Ermattung einstellte, sogleich schlafen gehe, damit man morgen nicht zwei Kranke habe. Der treue Lehrer und Bill, der alle, verständige Diener, bemühten sich mit ihr um den Herrensohn. Man brachte ihn in ein warmes Bad und dann ins Bett und stößte ihm mit großer Mühe etwas Milch ein. Es ward eine lange, angstvolle Nacht, und gar oft seufzte Sara: „Ach, wenn doch die Mutter da wäre!“

Stundenlang hatte der Knabe in unruhigem Halbschlummer gelegen, dann aber rötete sich plötzlich sein Antlitz. Die Augen begannen zu funkeln, er warf sich wild umher und fuhr empor, von schrecklichen Fieberphantasien gequält. „Dugal“, rief er, die matten Hände abwehrend ausgestreckt, „ich verriet dich ja nicht! O, löte mich nicht! Laß mich die Mutter erst noch einmal sehen!“ Dann sah er wieder die Flut emporsteigen und die schäumenden Wellen nach ihm haſchen. Angstvoll klammerte er sich an das Bett oder an des Lehrers Hand.

Gegen Morgen schien seine Kraft ganz erschöpft, und er ward ruhiger. „Wo ist der Engel“, fragte er wehmützig, „der Engel, der mich auf Seekönigs Thron

besuchte? Ach, er ist weg; mein Herz ist ihm zu böß und wild!“

„Er meint Norman“, sprach der Magister; „wir müssen ihn holen. Ich glaube nicht, daß diese Krankheit ansteckend ist.“

Bald saß der Freund am Bette und hielt die heiße Hand des Kranken. „O, bleibe bei mir!“ bat dieser. „Hat dich Gott geschickt, um zu sagen, daß er mir vergibt?“ Unter den sanften, tröstenden Worten des frommen Knaben sank er endlich in einen kurzen Schlummer. —

Da die Post zu jener Zeit eine recht langsame und oft unsichere Anstalt war, hatte Herr Parkins in aller Frühe einen reitenden Boten nach Edinburg abgeschickt, damit die Eltern so schnell als möglich von der schweren Erkrankung ihres Sohnes Kunde erhalten möchten. Drei bange, angstvolle Tage vergingen bis zu ihrer Ankunft, und oft fürchteten die treuen Pfleger, die Eltern würden den Knaben nicht lebend wiedersehen.

Endlich, endlich, am Morgen des vierten Tages, kamen sie. Walter wußte nichts davon; nur einmal flog ein schwaches Lächeln über sein Gesicht, als die Mutter sich über ihn beugte. Sonst kannte er niemand; die Fieberträume hielten ihn ganz gefangen.

Den treuen Lehrer hatten nun die Kräfte verlassen. Solange es nötig war, hatte sein starker Geist den schwachen Körper aufrecht gehalten; jetzt mußte er ruhen, um nicht selbst krank zu werden.

Die Mutter pflegte den Sohn fast ganz allein; nur nach dem „Engel“ rief er oft, wenn die Angst am höchsten stieg. Dann war Norman gleich am Bette, mochte es Tag oder Nacht sein.

Der Vater taugte nicht zur Pflege. Ihm ging es, wie es oft sehr starken Männern geht. Selbst leiden konnte er wohl, aber ein Geliebtes leiden zu sehen, vermochte er nicht. Wenn er am Bette saß und das bleiche, abgezehrte Antlitz des Sohnes betrachtete, wenn er die schrecklichen Fieberphantasien vernahm, die ihn quälten, schlug er bald die Hände vors Gesicht, um die heißen Tränen zu verbergen, und verließ das Zimmer.

Fast drei Wochen waren vergangen, seit man Walter von Seekönigs Thron emporgezogen hatte, als endlich das Fieber schwächer wurde und eine große Mattigkeit an seine Stelle trat.

Es war Nacht; die Mutter saß im Lehnstuhl am Bette des Kranken und schlummerte ein wenig. Ein kleines, durch einen grünen Schirm verdecktes Lämpchen verbreitete mildes Dämmerlicht im Zimmer. Da war es, als berühre jemand ihre Hand, und sie erwachte.

Walter hatte sich zu ihr gewandt und blickte sie zum erstenmal mit ruhigen, klaren Augen an.

„Mein Sohn!“ sprach sie, ihn liebkosend. „Gott sei Dank! Du kennst mich wieder!“

„Ich kannte dich immer!“ sprach der Knabe. „Ich wußte, daß du da warst, und fühlte es, wenn du fehltest; ich konnte es nur nicht sagen. O meine Mutter, kannst du mich noch lieben?“

„Mehr als je, mein einziger, wiedergeschenkter Sohn!“

„Ach Mutter, weißt du alles?“

„Wir ahnen, wie alles kam! Norman sagte uns einiges; auch fand Sara in der Tasche deiner Jacke den Zettel von Dugal. Die Schrift war kaum mehr zu erkennen.“

„O, hebe mich empor, Mutter! Ich möchte meinen Kopf an deine Brust legen und dir alles sagen.“

„Nicht jetzt, mein Kind! Du bist so matt und krank.“

„Ja, eben deshalb muß ich dir mein Herz ausschütten, ehe ich sterbe.“

Da setzte sie sich auf den Beltrand, schlang den Arm um ihn und legte seinen Kopf an ihre Brust. Ganz ruhig und leise erzählte er ihr alles, was geschehen war, seit er sich den wilden Hochländer zum Freund erwählt hatte. Aber je mehr er sich anklagte,

desfo inniger drückte ihn die Mutter an sich, und legte ihn endlich sanft aufs Kissen zurück.

„O wie leicht ist mir nun ums Herz!“ sprach der Knabe. „Gott hat mir vergeben, das weiß ich; der Engel sagte es mir oft. Nun vergebt ihr mir auch, du und der Vater! Nun mag Dugal kommen und mir den Dolch ins Herz stoßen. Ich will gern sterben. Ach, ich bin so matt und kann doch nie wieder fröhlich in Wald und Feld hinaus!“

„Mein Kind, mein armes Kind, sprich doch nicht so! Die Macht der Krankheit ist ja durch Gottes Gnade gebrochen. Bald wirst du dich wieder deines jungen Lebens freuen! Vor Dugal bist du vollkommen sicher; du verriest ihn ja nicht! Alles Volk ringsum weiß längst von dem Feldzug der tollkühnen Hochländer. Ihr kleines Heer ist ja schon in Edinburg eingezogen.“

„O Mutter, wie ist das möglich? Vor wenig Tagen war Dugal noch hier.“

„O nein; du hast drei Wochen lang krank gelegen, mein armes Kind! Und jetzt haben wir wohl schon zu viel miteinander gesprochen. Komm, nimm diesen Trank und dann schlaf ruhig in Gottes Schutz.“

Von nun an genas Walter schnell, blieb aber noch lange sehr, sehr matt, und es vergingen Wochen, ehe er das Bett verlassen und im Lehnstuhl sitzend

hinausschauen konnte auf den winterlichen Park. Liebe und Frieden herrschte im Zimmer des Genesenden. Alle Hausgenossen, bis zum jüngsten Schwesterlein, bemühten sich, ihn zu unterhalten und ihm Freude zu bereiten. Ach, es kostete ihm noch manche bittere Reueträne, daß er sie alle in trotzigem Uebermut hatte heimlich verlassen wollen!

Dennoch tat es ihm weh, als der Vater ihm von der gänzlichen Niederlage und Auflösung des kleinen todesmutigen Heeres der Stuartfreunde erzählte. Selbst der Vater gab zu, daß ein ergreifender Zug von Treue und Aufopferung in dem Charakter dieses Volkes liege, dem man jetzt das Mitleid nicht versagen könne.

Große Trauer herrschte in den Familien der jungen Burschen, die mit Dugal gezogen waren; denn der Winter verging, ohne daß auch nur einer zurückkehrte. Am meisten beklagte man den Fischer, der nun in seinem Alter ganz verlassen dastand.

Längst wußte Walter, wer der Engel gewesen war, der ihm von Seekönigs Thron emporgeholfen und ihn in der Krankheit so oft getröstet hatte. Man hatte ihm auch erzählt, daß der gute Magister, dem er in der letzten Zeit so viel trübe Stunden bereitet, zuerst den Plan zur Rettung gefaßt und mit ganz ungewohnter Tatkraft durchgeführt hatte. Darum war nun das Band innigster Liebe um diese drei geschlungen,

und es war ein rechter Festtag, als der Genesene zum erstenmal wieder in die Schulstube kam, um ein wenig zu arbeiten — nur sehr wenig, trotz des besten Willens, denn sein Kopf blieb noch lange matt und müde.

Aber als der Frühling einzog und Gras und Blumen hervorlockte, als die Bäume des Parks wieder grün wurden und die Vöglein in den Zweigen sangen, kam auch neue Kraft und frisches Leben in den erschöpften Leib des Knaben und neuer Mut in sein junges Herz. Des Magisters runzliges Gesicht strahlte vor Wonne über zwei so gute, fleißige Schüler; doch freute er sich auch darüber, daß Norman frischer und männlicher ward und nach Herzenslust mit dem Freunde lief und sprang, ritt und jagte, ja sogar seine Waffenübungen teilte.

Die Mutter sah mit inniger Rührung, wie oft der zarte, sinnige Knabe seine Neigung zum Studieren überwand, um nur ja dem Freunde ein wackerer Gefährte zu sein. „Er ist wirklich sein Engel“, sprach sie zum Vater; „er behütet unser Kind, daß es nicht in die alte Wildheit zurückfällt.“

Herr Fergus hatte seine Freude an den beiden wackeren Jungen, meinte aber, ein echter Schotte, der am Strand wohne, müsse auch auf dem Meere daheim werden. Darum ließ er ihnen zu Anfang des Sommers ein schönes Boot zimmern, und der Fischer, dem man

eine neue, bequemere Hütte gebaut hatte, unterwies sie in der Führung desselben. Hier aber zeigte sich Norman viel anstelliger und mutiger als der Freund, der eine heimliche Scheu vor den Wellen des Meeres behalten hatte, die sich erst allmählich wieder verlor.

An einem schönen Sommerabend liefen die beiden in den hübschen blauen Schifferjacken, die ihnen die Mutter gemacht hatte, zum Strand hinunter, um noch ein wenig auf der stillen, im Abendschein glänzenden Flut zu rudern. Die Thür der Fischerhütte stand offen, und der Alte war beschäftigt, in dem Kessel, der über einem hellen Feuer hing, etwas besonders Gutes zu kochen; es roch gar zu appetitlich! Aber als er sich umwandte, um den Knaben Schweigen zuzuwinke, sahen sie große Tränen in den grauen Bart rollen.

Jetzt legte er den Löffel weg, winkte ihnen, näher zu treten, und zeigte auf das halb durch einen Vorhang verhüllte Bett. Ach, auf den sauberen Kissen lag Allan, der verloren Beglaube, in tiefem Schlaf! Aber o, wie jammervoll sah der sonst so hübsche Bursche aus! Ueber die Stirn zog sich die breite Narbe einer schlecht geheilten Wunde; die Wangen waren eingefallen, die Hände abgezehrt. Die magere Gestalt war mit einem bunten Hemd des Allen bekleidet; im Winkel lagen die schmutzigen Lumpen, in denen er die Heimat wieder betreten hatte. Die Knaben, besonders

Walter, waren aufs lieffte ergriffen und drückten schweigend die Hand des braven Mannes, der sie alsbald hinausbegleitete.

„Vor ein paar Stunden kam er“, lautete sein kurzer Bericht, „und er fiel vor mir auf die Knie wie der verlorene Sohn! Ein gemästet Kalb konnt' ich ihm nicht schlachten, aber ein Huhn hab' ich im Dorfe geholt. Daran soll er sich laben, wenn er erwacht. Kommt in ein paar Tagen wieder, Jungens; dann sollt ihr mehr hören.“

Bedrückt, traurig und mutlos war Allan heimgekehrt, und blieb am liebsten mit dem Vater allein. Aber nach und nach erfuhr man doch, wie es ihm ergangen war. Von der Freiheit und Herrlichkeit, die Dugal seinen Begleitern verheißen, hatten diese nur sehr wenig verspürt. Er selbst war von hochländischen Edelleuten ehrenvoll empfangen und mit guter Kriegsausrüstung versehen worden; seine Begleiter aber hatte er unter die geringsten Befolgsteute verwiesen und sich gar nicht mehr um sie bekümmert. Der ganze Kriegszug war eine Kette von Beschwerden und bitteren Täuschungen für die armen Verführten gewesen; nur die Hoffnung, daß zulezt doch alles in Glanz und Pracht enden werde, hatte sie aufrecht gehalten. Aber ach, es hatte geendet in der gänzlichen Niederlage bei Culloden, wo der letzte Rest des Heeres in wilder

Flucht auseinanderstob. Allan hatte mit einer tiefen Stirnwunde für tot auf dem Schlachtfeld gelegen, war aber doch wieder zu sich gekommen, und es war ihm unter unsäglichen Mühsalen gelungen, die Hütte eines Hirten zu erreichen, wo er den Winter elend genug zubrachte. Dann schien er sich mühsam durchs Land geschleppt zu haben, bittend oder hie und da ein wenig arbeitend um sein Stücklein Brot, bis er endlich Mut faßte, zum Vater zurückzukehren, an dem er nun mit unbeschreiblicher Liebe hing.

Als er sich vollkommen erholt hatte, wagte Walter, nach Dugal zu fragen. „Er ist tot“, war die Antwort. „Er fiel schon bei Clifton! Ich sah ihn noch das Schwert schwingen mit dem Rufe: ‚Heil, König Jakob!‘ da brach er zusammen, von einer Kugel durchbohrt.“

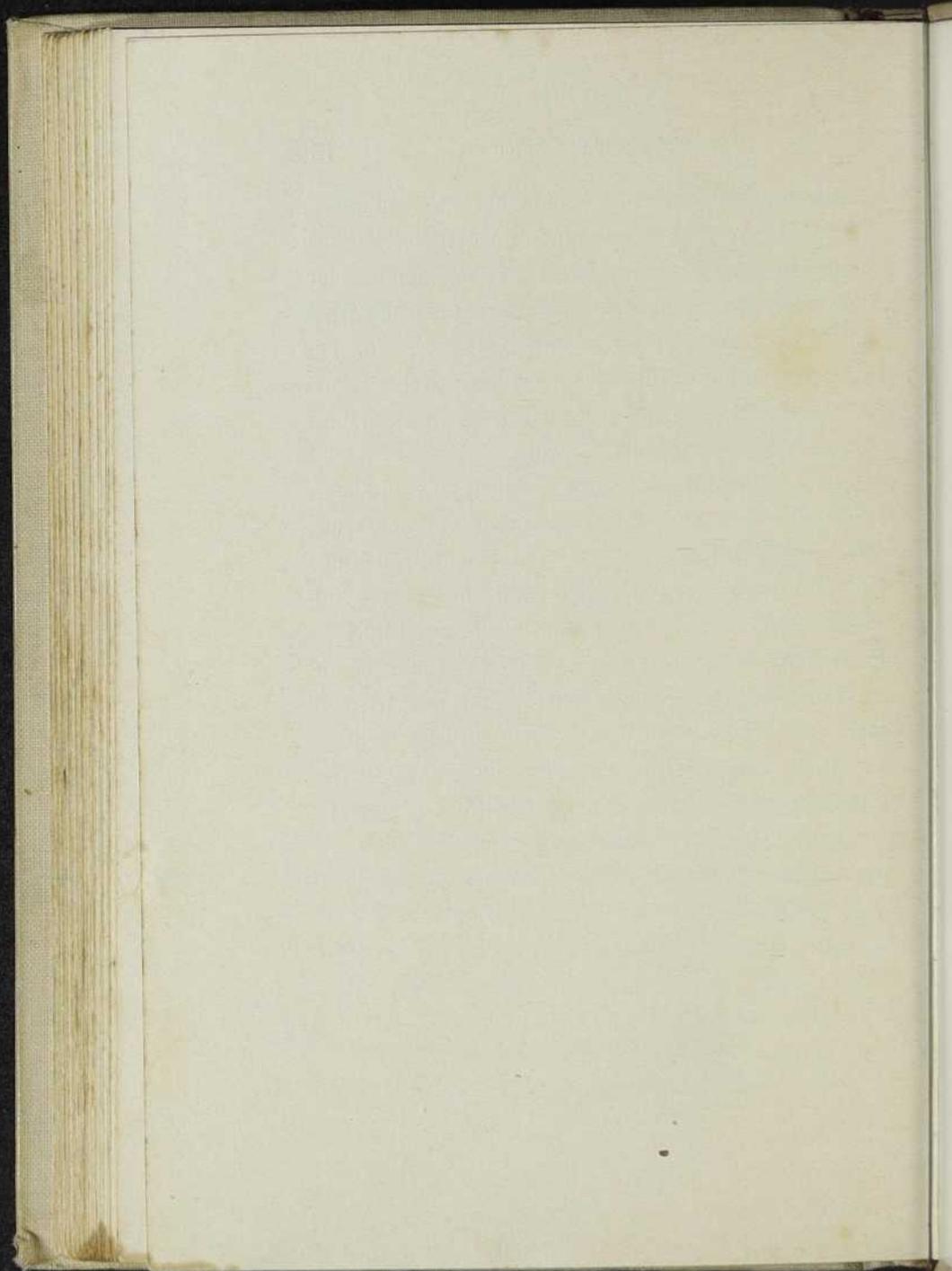
* * *

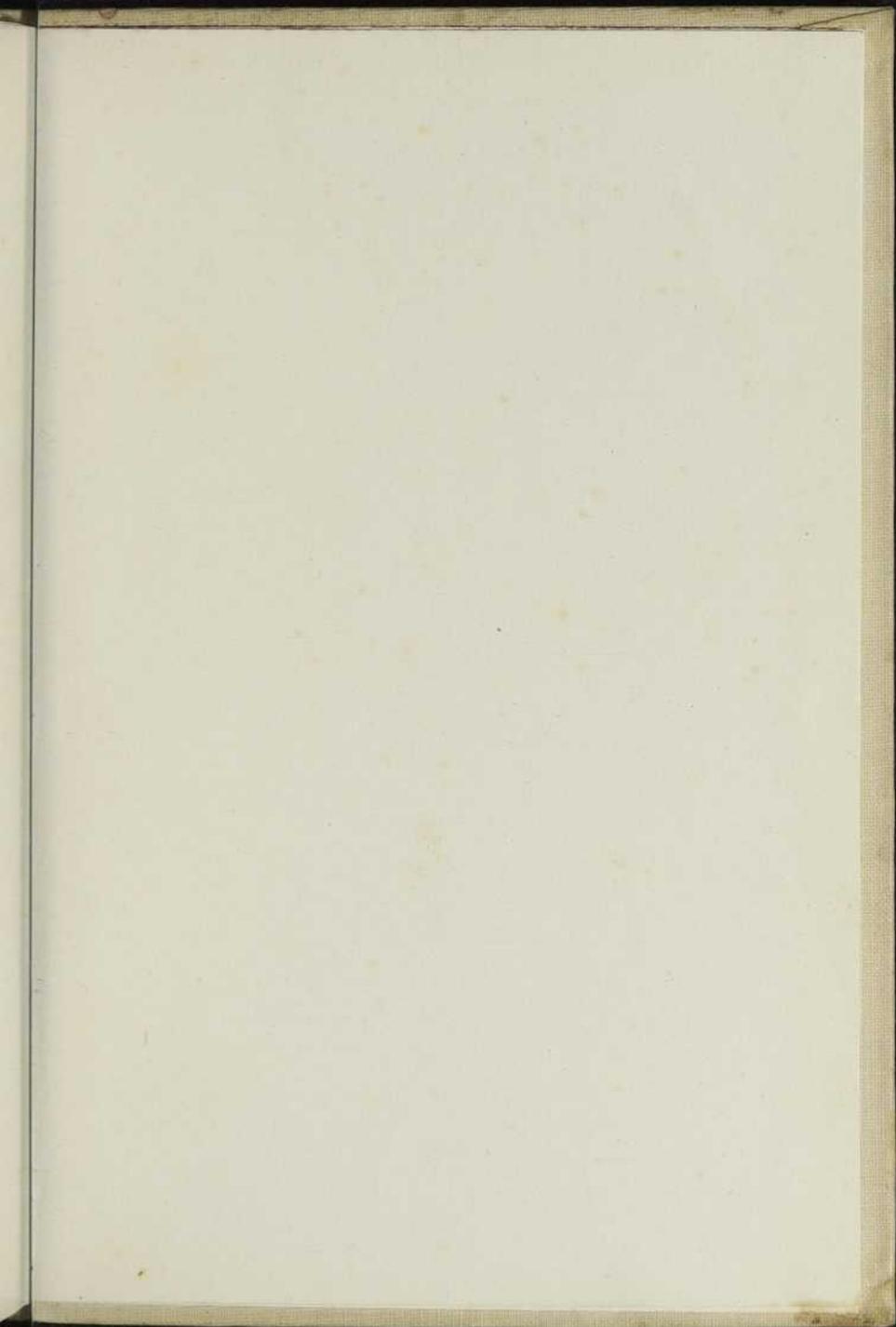
Noch ein paar Jahre genossen die beiden Freunde den Unterricht des Magisters; dann bezog Norman die Universität in Edinburg, Walter aber trat in den Militärdienst, wo er sich bald auszeichnete. Herr Parkins aber blieb auf dem Schlosse, um die wohlverdiente Ruhe zu genießen, deren er nun so sehr bedurfte. Von groß und klein geliebt und geehrt, lebte er noch manches Jahr, und sah seinen Liebling Norman Besitz ergreifen von dem Schloß und Land der seligen Eltern. Was

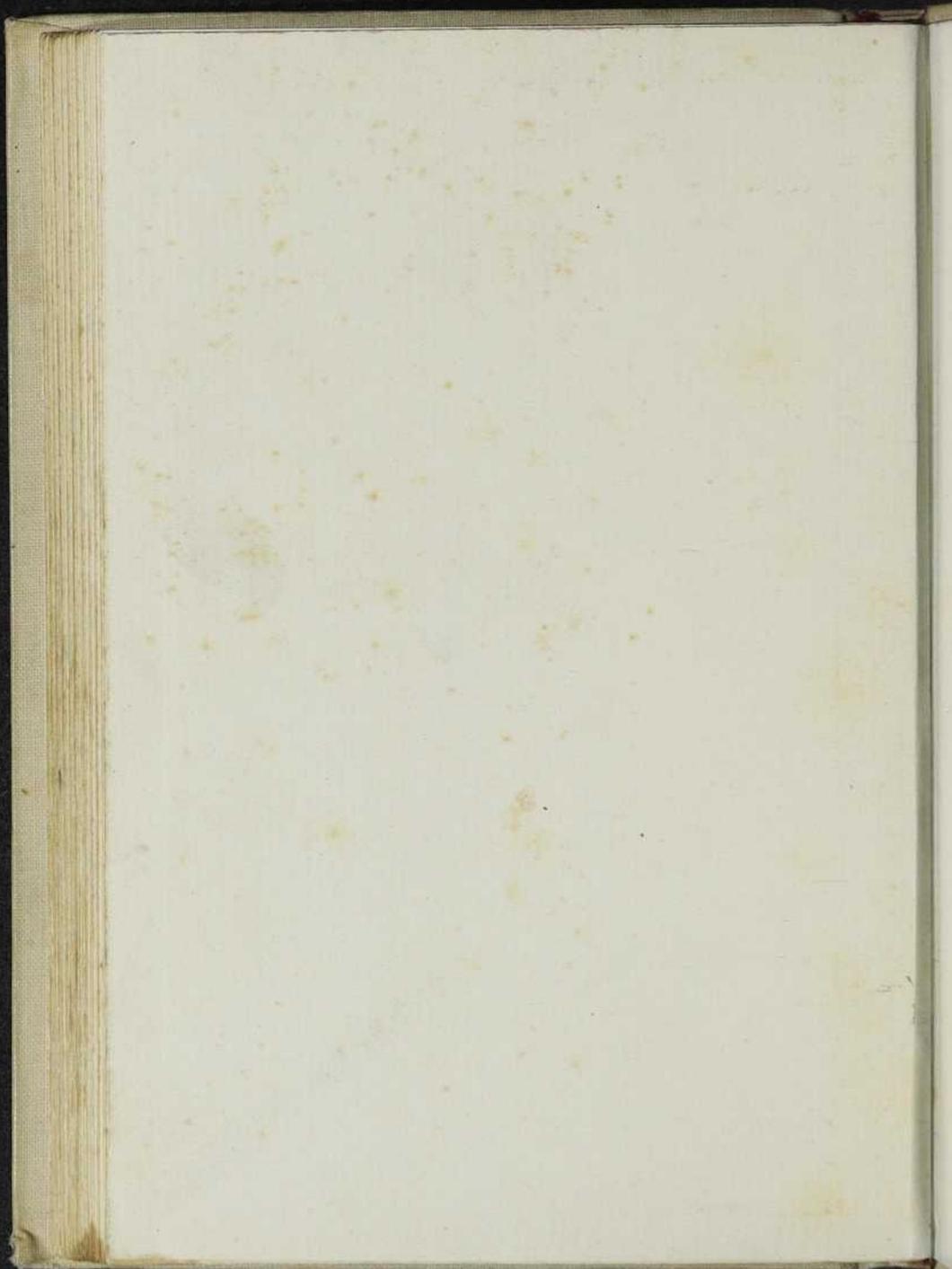
er einst als kleiner Knabe erstrebt hatte, führte er jetzt aus! Er verbreitete Glück und Frieden in den Hütten seiner Untertanen, soviel es ihm möglich war. Als Walter ehrenvollen Abschied aus dem Meere nahm, um dem alternden Vater die Sorge für das große Besitzthum abzunehmen, war der treue Lehrer schon in die ewige Heimat gegangen. Sein Gedächtnis blieb bei der Familie treu bewahrt.

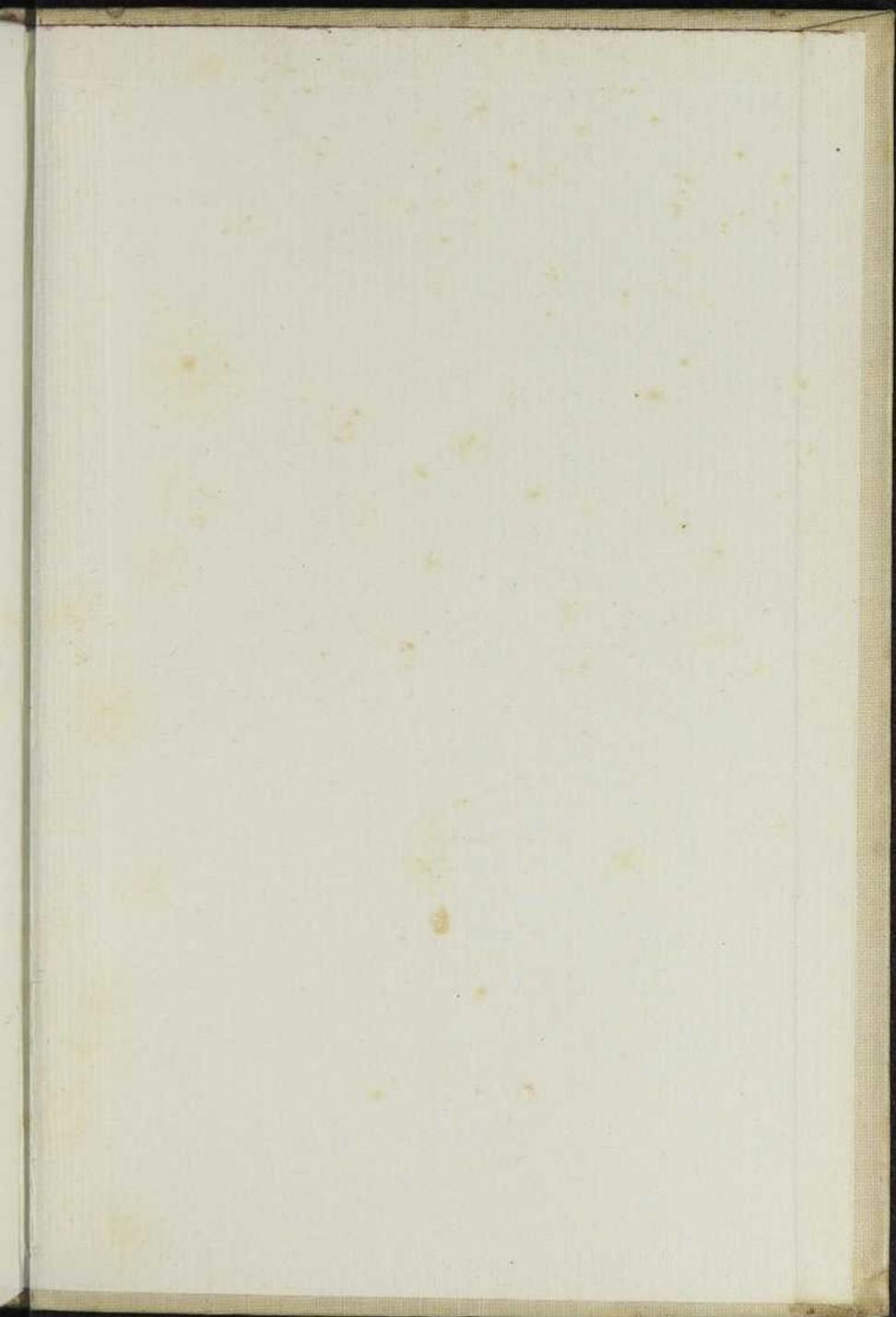
Die beiden Freunde aber hielten gute Nachbarschaft; und jeder ward in seinem Kreise und nach seiner Art ein Segen für das Land. Sie besuchten einander gar oft, und gingen manches Mal am Strand auf und nieder, wo jetzt Allan mit Weib und Kind die Fischerhütte bewohnte. Dann schauten sie auch hinauf zu Seekönigs Thron, und Walter drückte dem Freunde innig die Hand. Kein kecker Bube kletterte mehr zu der Platte empor, denn in allen Hütten des Dorfes erzählte man den Kindern, daß der geliebte, hochgeehrte Herrensohn einst in bitterer Todesangst dort oben gelegen hatte. Das war kein Ort für übermüthiges Spiel!

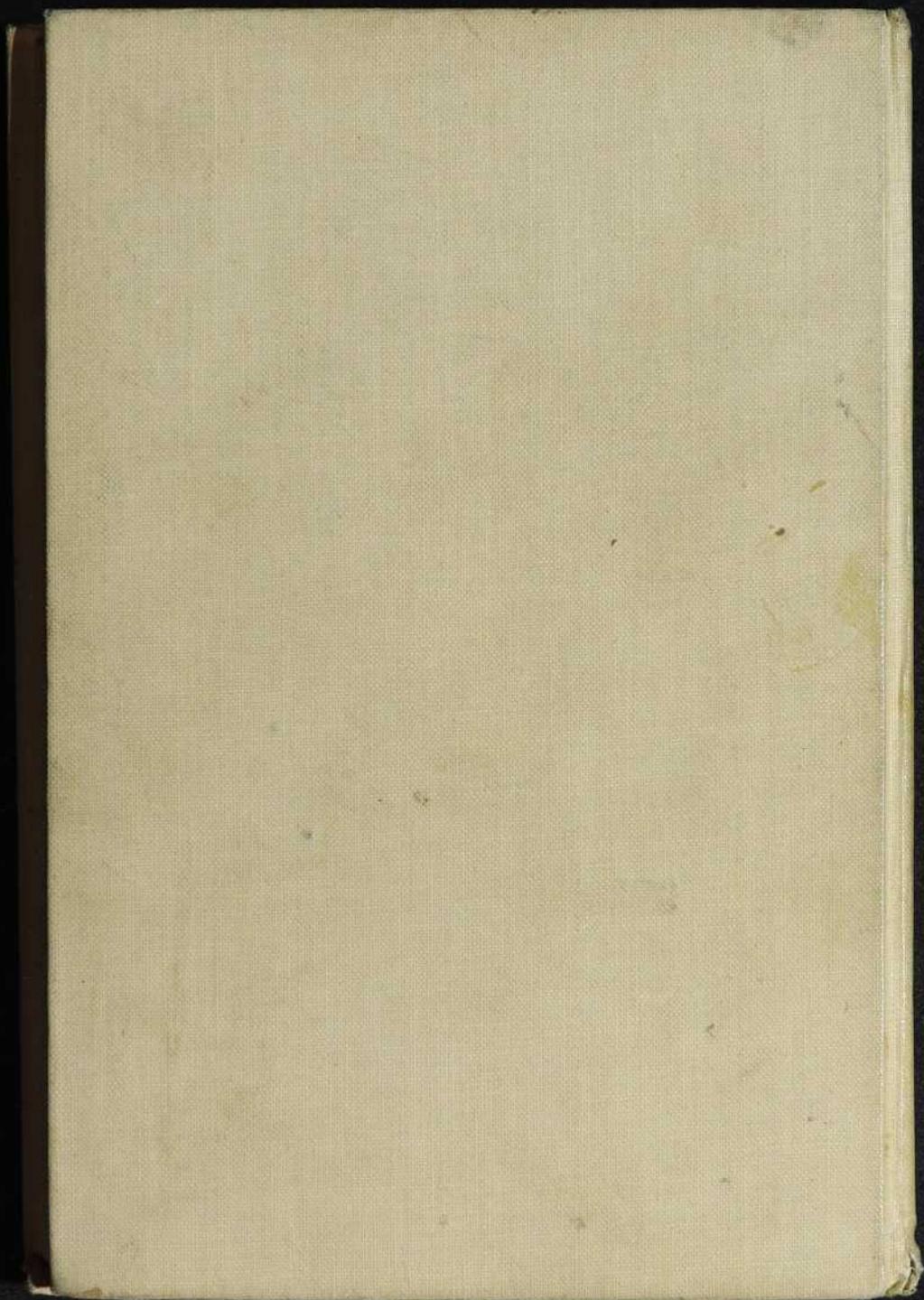












11699

E 3, -
W 44

Siegmund. Auf Seekönigs Thron.

Zwei Erzählungen
für die reifere Jugend

VON

Marg. Lenk



Zwickau (Sachsen)
Verlag und Druck von Johannes Herrmann
1913



the scale towards document

ZSAB

Q0

UB BIELEFELD

S. 17

990/4478939+01



k

KLZ

99

ZSAB

Q0